

Juni 6/2010

Aus dem Inhalt

Hermann Wieh Jesus Christus – Brot für den seelsorglichen Alltag	161
Patrick Oetterer „Seht, da ist der Mensch“ (Joh 19,5)	163
Tom Döker „Sich einlassen, ohne vorherigen Plan...“	169
Detlef Schneider-Stengel Der doppelte Gewinn	172
Christel Pott „Dem Leben auf der Spur“ – Schöpfungspfad im Nationalpark Eifel	180
Ralf Sauer „Gönne dich dir selbst“	184
Manfred Glombik Den Menschen Recht verschaffen	186
Leserbrief:	187
Literaturdienst:	188
Klaus Peter Dannecker / Alexander Saberschinsky: Neues Leben aus Wasser und Geist. Michael Theobald: Das Evangelium nach Johannes. Maria Anna Leenen: Sich Gott aussetzen und standhalten.	

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfarrdechant Dr. Hermann Wieh, Johannisfreiheit 12, 49074 Osnabrück | Patrick Oetterer, Domkloster 3, 50667 Köln | Tom Döker, Pappelweg 27, 50767 Köln | Dr. Detlef Schneider-Stengel, Schützenstraße 33, 45657 Recklinghausen | Christel Pott, Wolfsbendenstraße 31, 52080 Aachen | Prof. Dr. Ralf Sauer, Bussardstraße 3a, 49377 Vechta | Manfred Glombik, Tosmarblick 35, 31141 Hildesheim

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Jesus Christus – Brot für den seel- sorglichen Alltag

Steht die Eucharistie im Zentrum unseres Lebens als Seelsorgerinnen und Seelsorger? Theologisch ist ja alles klar: Die Feier der Eucharistie ist „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ (Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils Nr. 11). Aber im praktischen Alltag – spielt da das „Brot des Lebens“ wirklich eine Rolle – außer bei der Feier der heiligen Messe am Sonntag oder Werktag?

Das Fronleichnamfest erinnert daran: Jesus Christus, der „Allerheiligste“, wird ganz bewusst aus dem Inneren der Kirche in die Welt hinausgetragen. Die Feier der Eucharistie endet nicht mit dem „Gehet hin in Frieden“. Der in der Eucharistie gegenwärtige Herr will in der Welt und für die Welt lebendig bleiben. Wie reagiert die Welt? Ganz unterschiedlich. Im Traditions-katholizismus oft mit liebevoll geschmückten Altären und von Grün bekränzten Straßen. In den eher säkular geprägten Städten und Ortschaften meist ganz teilnahmslos. Die Straßen sehen aus wie immer, und die Prozession stört eher den Verkehrsfluss als dass sie zur Anbetung anregt.

Und wir? Wie reagieren wir als Seelsorgerinnen und Seelsorger auf die bleibende Gegenwart Jesu im Sakrament der Eucharistie – eher „traditionell“ oder eher „säkular“? Wird dieses Sakrament uns zur Quelle, aus der wir die Wasser des Lebens schöpfen, und zum Höhepunkt, auf den unser Leben und Arbeiten hinzielt? Diese Fragen zielen ins Zentrum unseres Dienstes, denn sowohl in den Sakramenten als auch in

einem glaubwürdigen Alltagsleben vollzieht sich die Kirche als heilige und priesterliche Gemeinschaft der Glaubenden.

In der kleinen katholischen Kirche auf der Nordseeinsel Baltrum steht das Ewige Licht über dem Tabernakel in einem Segelschiff. Ein schönes Bild, das dem Denken des Konzils entspricht: Die Kirche ist als Volk Gottes unterwegs und Jesus ist dabei. Das Lebensboot mag in der Flaute segeln oder in Sturm geraten: Der Herr ist und bleibt mitten unter ihnen. Ja, durch seine Gegenwart wird aus einer Kirche der Armen und der Sünder eine heilige und gnadenvolle Gemeinschaft. Wie kann dieses „Geheimnis des Glaubens“ in unserer Seelsorge gegenwärtig werden?

Zunächst in ganz unscheinbaren Gesten und Haltungen. Mit den Kindern übe ich bei Kirchenerkundungen oder im Erstkommunionunterricht den „Kirchenschritt“. Wir bewegen uns im Kirchenraum ganz bewusst langsam und schreitend. Denn die Kirche ist ein heiliger Ort, an dem Jesus als „Brot des Lebens“ im Tabernakel gegenwärtig ist. Hier kann ich die Beziehung zu ihm in besonderer Weise pflegen. Die Kniebeuge vor dem Tabernakel begleite ich mit dem inneren Gebet. „Jesus, Dich bete



ich an. Sei in meinem Leben gegenwärtig und gib mir Kraft für den Alltag.“

Für viele Christen war und ist die eucharistische Anbetung eine Kraftquelle für den Alltag. Sie gehen mitten im Tag in die Kirche, um vor dem Tabernakel ihr Leben vor Jesus hinzustellen. Neben unserer Pfarrkirche befindet sich eine „Anbetungskapelle“, in der die Eucharistie den ganzen Tag über in der Monstranz „ausgesetzt“ ist. Fast immer finden sich Betende vor dem Allerheiligsten. Sie spüren: In Jesus Christus setzt sich Gott selbst dem Menschsein aus und ist uns nahe. So darf ich mich selbst mit meinen Freuden und Hoffnungen, aber auch mit meinem Klagen und Sorgen ihm aussetzen und den Trost seiner Gegenwart erhoffen.

Viele Menschen klagen: „Ich bin bei der Heiligen Messe oft unkonzentriert. Meine Gedanken schweifen ab und sind ganz woanders.“ Das ist sehr menschlich. Aber Frömmigkeit ist nicht Gedächtnistraining, sondern ein geistlicher Weg. Die mühsamen und schweren Gedanken lassen sich ergänzen durch ein „Herr, erbarme dich“, und die frohen und angenehmen mit dem „Lasset uns danken dem Herrn unserm Gott“. Für alle Menschen, an die ich während der Messe gedacht habe, erbitte ich spätestens zum Schluss den Segen Gottes.

Eucharistische Begegnung und Alltagsleben stehen in einem gegenseitigen Wechselverhältnis. Es kommt öfter vor, dass mich Menschen um ihr Gebet bitten. Und umgekehrt: Gerade bei Krankenbesuchen und in schwierigen Situationen kann ich zusagen: „Ich nehme Ihre Anliegen mit hinein in die Feier der Eucharistie.“ Öfter bitte ich auch die Kranken um ihr Gebet für die Seelsorge in der Gemeinde. Diese „Pastoral des Gebetes“ ist nicht auf den Priester beschränkt, denn das Wort des Jakobusbriefes gilt für alle Christen: „Betet füreinander, damit ihr geheiligt werdet. Viel vermag das inständige Gebet eines Gerechten“ (Jak 5,16)

Liebe Leserinnen und Leser,

in einer Zeit der ganz auf Visualisierung setzenden Medien kommt einer Reliquie wie dem Turiner Grabtuch noch einmal eine besondere Bedeutung zu. **Diakon Patrick Oetterer**, Referent in der HA Seelsorge-Personal im GV Köln, geht ihr unter den Stichworten „Kulturpastoral“ und „Areopag“ nach.

PR **Tom Döker** aus Köln fragt, was Pastoral aus nicht kirchlichen Bereichen der Gesellschaft lernen kann. Konkret verankert er diese Frage an der jüngst verstorbenen Choreographin Pina Bausch und ihrer Art, das Leben zu sehen und mit ihren Tänzer(inne)n zu arbeiten.

Dr. Detlef Schneider-Stengel, PR im Bistum Essen und Dozent für Sozialethik an der Fachakademie des Bistums, unternimmt es, auf dem Hintergrund des Diözesantags der Pastoralreferent(inn)en 2007, Aufgaben und Profil dieser Berufsgruppe zu schärfen – gerade in einer Zeit, in der Strukturreformen die Gefahr mit sich bringen, die mit ihr verbundenen Chancen preiszugeben.

Aus dem Bistum Aachen bietet **Dipl. theol. Christel Pott**, Abteilungsleiterin „Pastoral in Lebensräumen“ im GV, einen Projektbericht über die kirchliche Mitarbeit bei der Gestaltung des Nationalparks Eifel um die frühere NS-Ordensburg Vogelsang, um diesen Ort im Sinne einer Schöpfungstheologie umzuprägen.

Prof. em. Dr. Ralph Sauer, ehemaliger Ordinarius für Prakt. Theologie und Religionspädagogik an der Hochschule Vechta, plädiert für eine angemessene Berücksichtigung der zweiten Aussage des Gebotes der Nächstenliebe: „*Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.*“

Den Schluss bildet ein Nachruf **Manfred Glombiks** aus Hildesheim auf Bischof Dr. Josef Homeyer aus der Perspektive eines besonders um die christl. Gesellschaftslehre bemühten Autors.

Am Ende eines Heftes, in dem die Stimmen aus vielen Bistümern zusammenkommen, grüßt Sie herzlich

Ihr

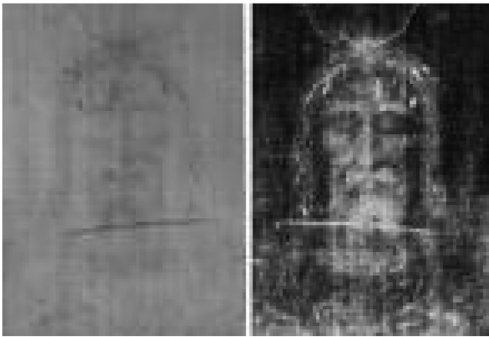


Gunther Fleischer

Patrick Oetterer

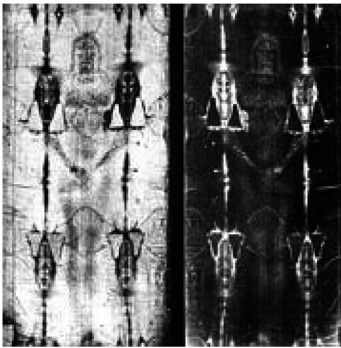
„Seht, da ist der Mensch“ (Joh 19,5)

Sehen ins Angesicht¹



Original-Ausschnitt

Fotonegativ-Ausschnitt



Vorderansicht:

Original

Fotonegativ

In den vergangenen Monaten war aus dem aktuellen Anlass seiner Ausstellung und wegen seiner besonderen Ausdruckskraft das bekannte und eingangs abgedruckte Antlitz, hier das Fotonegativ, als Ausschnitt des Gesamtabdruckes des Bildes eines Leichnams² auf dem Turiner Grabtuch (TG) wieder häufiger in den Medien zu sehen sein. Es wird mit guten Gründen angenommen bzw. vorausgesetzt, dazu nachfolgend

mehr, dass dies das Antlitz Christi ist, das ihn als Toten nach der Kreuzabnahme im Grab liegend zeigt. Welche Bedeutung und Wirkung kann dieses Antlitz und das TG mit seinem darin eingespeicherten Gesamtbild für eine Kulturpastoral bzw. für eine Neuevangelisierung der Kultur, für die Kirche und die Menschen heute haben? Unter Berücksichtigung verschiedener Aspekte wird dieser Fragestellung punktuell nachgegangen. „Denn eines bleibt ja in allen Entwicklungssprüngen der immer flüchtigeren Kommunikationstechniken. Das sind die Bilder selbst. Die Bilder bleiben. Sie sind nicht nur von Dauer und konstant – ihre Bedeutung nimmt ständig zu und hier bahnt sich rasend schnell eine Entwicklung an, an deren Ende wir einen Sprung des Bewusstseins erwarten dürfen, der dem Fall der Berliner Mauer nicht nachstehen wird. Das wird die endgültige Anerkennung des Bildes als ultimativer Speichermedium sein, als Bilddokument und höchst komplexer Datenträger, der sich hinter keinem Supertext verstecken muss, ganz im Gegenteil. Es ist eine Revolution der Bilder, wie Menschen des Mittelalters sie vielleicht einmal erfahren und empfunden haben, als sie aus ihren dunklen Hütten und Häusern erstmals das funkelnde Bauwunder der Sainte Chapelle betraten, das ihnen vom Handeln Gottes in der Geschichte plötzlich in leuchtendem Glas erzählte. Auch das war eine Revolution. Die Reklamewände und flimmernden Werbetürme von Shanghai bis Tokio sind jedenfalls nur ein schwacher Vorgeschmack von dem, was uns da noch erwartet.“³

Das TG im Rahmen einer Kulturpastoral

Der Päpstliche Rat für die Kultur bringt mit seinem Schreiben „Für eine Kulturpastoral“ grundsätzliche Überlegungen in die Diskussion um eine Neuevangelisierung ein, die bisher relativ wenig Beachtung gefunden haben. Darin fordert er inhaltlich

zentral „eine in der Kraft des Heiligen Geistes erneuerte Kulturpastoral.“⁴⁴ Diese versteht sich als Suche nach öffentlichen Orten und gängigen Themen, an und in denen sich gegenwärtig Menschen des Medienzeitalters vielfach aufhalten. Es geht darum, diese Aufenthalte als „Areopage“, als Ansatzpunkte einer Verkündigung zu nutzen. Im Zeitalter der Bilder wird hier das TG mit dem darauf abgebildeten Antlitz Christi als eine solch lohnenswerte Möglichkeit für eine derartige Auseinandersetzung genommen. Von diesem Bild kann begründet angenommen werden, dass es selbst in der gegebenen Bilderflut seinen Betrachter findet und berührt sowie auch verstandesmäßig herausfordert, um ihn zunächst „wortlos“ einfach als Bild in seinen Bann zu ziehen. Folglich sieht sich eine Kulturpastoral auf dem Areopag der Bilder vor die konkrete Aufgabe gestellt, das Bild des Antlitzes Christi auf dem TG zu zeigen und zu vermitteln, um darüber Jesus Christus zu zeigen und zu verkünden.

In der erwähnten Kulturpastoral findet sich folgende Aussage, die u. a. die Voraussetzung für ein derartiges Gespräch auf dem Areopag der Medien und Bilder beschreibt: „Die im Zuge des II. Vatikanischen Konzils ... in einem weiteren Sinn zu verstehende Kultur erweist sich für die Kirche an der Schwelle zum dritten Jahrtausend als Grunddimension der Pastoral, und eine wirkliche Kulturpastoral ... ist für die Neuevangelisierung von entscheidender Bedeutung`. Bei ihrem energischen Einsatz für eine Neuevangelisierung, die Geist und Herz erreicht und alle Kulturen befruchtet, prüfen und beurteilen die Hirten im Licht des Heiligen Geistes die aufkommenden Herausforderungen von dem Glauben gegenüber gleichgültigen, ja sogar feindlichen Kulturen sowie die kulturellen Gegebenheiten, welche die Ansatzpunkte für die Verkündigung des Evangeliums bilden.

Denn das Evangelium führt die Kultur zu ihrer Vollkommenheit, und die wirkliche Kultur ist für das Evangelium aufgeschlossen`.“⁴⁵

Die Kernthese, um die es an dieser Stelle geht, ist demnach weiter ausformuliert: Gerade in einem Medienzeitalter⁶, in dem wir bis zu 80% aller Informationen über Bilder aufnehmen, legt es sich nahe, die Ausstrahlung und Faszination dieses Christus-Antlitzes auf dem Grabtuch Jesu – auch über die gleich aufgeführten aktuellen Anlässe hinaus – als Bild einer missionarisch ausgerichteten Pastoral intensiver, kreativer, gezielter und breiter in das Gespräch mit den Menschen und den Vertretern unserer Kultur einzubringen. Dies gilt auch für die Kirche selbst, der ein genuines Christusbild, welches sie über Jahrhunderte geprägt und gezeigt hatte, gegenwärtig abhanden gekommen zu sein scheint.⁷

In seinem Schreiben „Aetatis novae“ formuliert der Päpstliche Rat für die sozialen Kommunikationsmittel: „Ein solcher erster Areopag der neuen Zeit ist die Welt der Kommunikation, die die Menschheit immer mehr eint und – wie man zu sagen pflegt – zu einem Weltdorf` macht. Die Mittel der sozialen Kommunikation spielen eine derart wichtige Rolle, dass sie für viele zum Hauptinstrument der Information und Bildung, der Führung und Beratung für individuelles, familiäres und soziales Verhalten geworden sind ... Es handelt sich um eine weitaus tiefere Angelegenheit, da die Evangelisierung der modernen Kultur selbst zum großen Teil von ihrem Einfluss abhängt ... Die Botschaft muss in diese, von der modernen Kommunikation geschaffene neue Kultur` integriert werden. Es ist ein komplexes Problem, da diese Kultur noch vor ihren Inhalten aus der Tatsache selbst entsteht, dass es neuere Arten der Mitteilung in Verbindung mit einer neuen Sprache, mit neuen Techniken und mit neuen psychologischen Haltungen gibt.“⁸

Im Zusammenhang mit unserem Thema „Antlitz Christi“ sind die sich daraus ergebenden Fragen nachfolgend weiter zu bedenken, beispielsweise die Bedeutung des „Sehens“, des „Blickes“ etc. Die Aktualität des Themenkomplexes Antlitz / Sehen /

Blick / Bild mag aufscheinen, wenn im momentanen Kultfilm „Avatar“ (12/2009) die verliebten Filmhelden in Schlüsselszenen sich anschauen und nicht sagen: „Ich liebe Dich“, sondern: „Ich sehe Dich!“ und antworten: „Ich sehe Dich auch!“ Das „Sehen“ des „Angesichtes Gottes“, Jesu und der Menschen begegnet uns im Judentum und Christentum als durchgängige Kategorie, beispielsweise in den Psalmen oder im Evangelium nach Johannes. Aus fundamentaltheologischer Sicht seien darum jetzt solche Aspekte angesprochen und nebeneinander gestellt, die das „Sehen“ des Antlitzes Christi aufgreifen und in den thematischen Zusammenhang einer missionarischen Pastoral in Auseinandersetzung mit dem TG stellen.

Benedikt XVI. betonte jüngst: „Mission ist nicht eine äußere Sache, die zum Glauben hinzugefügt wird, sondern sie ist die Dynamik des Glaubens selbst. Wer Christus gesehen hat und ihm begegnet ist, der muss zu seinen Freunden gehen und ihnen sagen: Wir haben ihn gefunden, es ist Jesus, der für uns gekreuzigt wurde!“⁹ Aus dem Sehen Jesu folgt das Gesendet-Sein durch ihn unmittelbar und so, dass es uns in unserem „Machen“ im Prinzip umfassend entlastet und Christi Wirken – durch uns – um so intensiver stärkt. Dieser Spur ist über eines der markantesten und weithin bekannten Bilder,¹⁰ das der Menschheit geschenkt ist, zu folgen.

Chancen und Perspektiven einer Kulturpastoral im Medienzeitalter des Bildes

Im Zeitalter des Sehens und der Bilder ist zuerst darauf hinzuweisen, dass insbesondere das TG¹¹ eine echte pastorale Chance bietet, sich Christus über dieses einzigartige „nicht-von-Menschenhand-gemachte“ Bild zu nähern.¹² Darin folge ich dem Neutestamentler und Präsidenten der Turiner Grabtuchkommission, Prof. Dr. Don Giuseppe Ghiberti. Er ist davon über-

zeugt, dass die Kirche und das Christentum angesichts einer fortschreitenden Säkularisierung mediengerechte Beweise für die Existenz und das Wirken Christi brauchen: „Wir leben in einer Bilderkultur, und auf diese Zeit ist das ärmlichste und rührendste der Bilder gerichtet“. Weiter ist Ghiberti der Ansicht „dass der Gottessohn in weiser Voraussicht dieses Tuch hinterlassen hat, damit Ungläubige 2000 Jahre später ein Zeichen von ihm haben, das sie verstehen.“¹³ An anderer Stelle führt er aus: „Dieses Tuch hat niemand gesucht, es ist einfach da. Es ist ... als habe es lange Zeit darauf gewartet, zu den Menschen unserer Zeit zu sprechen.“¹⁴

Sowohl im Originalabdruck, in welchem die Informationen eines (dreidimensionalen) Körpers gespeichert sind, wie auch in dem noch bekannteren Fotonegativ ist das Antlitz nach dem TG von einzigartiger Ausdruckskraft. Viele Menschen berührt der Anblick des Gesichtes und des Gekreuzigten auf dem Tuch unmittelbar, stellt sich doch bei ihnen der Eindruck ein, hier einerseits „den Menschen“ (Joh 19,5) schlechthin zu sehen und darin andererseits Gottes Sohn – Jesus Christus – tatsächlich im Bild (-Abdruck) zu erkennen. Die renommierten und international tätigen Lichtkünstler Karin Veldhues und Gottfried Schumacher drücken ihre Bewegung angesichts des TGs wie folgt aus: „Es ist vor allem das Licht und das Angesicht! Seine Entstehung ist vielleicht sogar durch das Licht selbst bestimmt. Licht ist sein Geheimnis. Vom Licht handeln auch viele der Forschungsmethoden und ihre Ergebnisse. Der Abdruck des gekreuzigten Mannes im TG berührt – aus künstlerischer Sicht – gerade für die Gegenwart, da es sein Geheimnis wieder und wieder bewahrt ... Das Negativbild zeigt das Angesicht realistisch, ungeschönt und dunkel. Zugleich entfaltet es darin seine große Stille und Gesammeltheit. Zwischen diese Pole ist es gespannt. Das Positiv hingegen, das bis zur Stunde der technischen Entwicklung des Films bekannt war, ist Zeugnis des

Lichts. Mehr und mehr haben wir den Eindruck, das Positiv muss aus dem Licht gekommen sein und wird in dieses wieder zurückgehen, so sehr ist seine Entfaltung aus dem Tuch ein einziges leises Entziehen. Das unserer Zeit nahe Negativ ist Hingabe an den Blick des Menschen, - sein Positiv entzieht sich dem menschlichen Blick. Das Letztere transzendiert unentwegt und ist in der Lage, den unsteten Blick der digitalen Nomaden` (Selbstdefinition von jungen Menschen heute) zu bannen! Beide Bilder des Angesichts entstehen im Zuge der Wahrnehmung. Beide haben eine suggestive Kraft ... Damit ist das Sehen selbst ein unverbrüchliches Thema des Angesichts im TG.¹⁵ Beispielsweise auch Nichtchristen, an diverse an der Erforschung des Grabtuches beteiligte Wissenschaftler ist hier gedacht, die entweder Agnostiker oder anderen Glaubens waren oder sind, zeigen sich tief berührt von der präsenten Würde des abgebildeten Gefolterten.

An christlichen Hochfesten, besonders zu Ostern, zielt dieses Antlitz alle Jahre wieder mit hoher Regelmäßigkeit die Titelblätter diverser Zeitschriften oder es kommt spektakulär in den Medien vor.¹⁶ Dahinter mag sich einerseits, wie dargestellt, ein ehrfürchtiges Ahnen und Wissen um die geheimnisvolle Kraft dieses Bildes verbergen, wie es andererseits mit einer ungemainen Anziehung den Blick der Betrachter auf sich zu ziehen vermag. Darin folgt dieser seiner Sehnsucht, die den Blick sucht, der ihm Ansehen und Würde schenkt.¹⁷ Leider lässt sich diese Suche auch medial auf spektakuläre Weise negativ instrumentalisieren und kommerzialisieren.

Wer die Begegnung mit Christus im Blick auf sein Antlitz wagt, widerwillig, abwehrend oder eher unvoreingenommen, offen, ehrlich und bereit, dem werden sich Perspektiven eröffnen können, wie sie Andreas Knapp als verdichtete Erfahrung beschreibt: „Bildbetrachtung – versenk dich in den Glanz / der des Unsichtbaren / Abganz ist – nicht im Spiegel / in Seinem

Bild / siehst du dich wirklich – geh Ihm nie mehr aus den Augen / sieh dich endlos satt / in Ihm bist du im Bilde – Sein Blick fällt dir ins Auge / verbrennt das falsche Selbstbildnis / Er will sich dir einbilden – nimm dich selbst zurück / bis du durchsichtig geworden bist / und Durchblick gibst auf Ihn – denn wer für Licht / ganz durchlässig geworden ist / wird selbst zu Licht.“¹⁸

Die Ausstellung des TGs in Turin 2010 und ein Internationaler Kongress in Würzburg 2012

Nicht zuletzt das Wissen um die Bedeutung des TGs gerade im Kontext der Gegenwart und die ungemaine Kraft seines Bildabdruckes werden mit Gründe dafür sein, dass sich ihm zwei internationale kirchliche Großveranstaltungen gewidmet haben bzw. widmen werden. Soeben wurde das Leichentuch Jesu vom 10. April bis 23. Mai in Turin ausgestellt. Über zwei Millionen Pilger wurden erwartet und auch Papst Benedikt XVI. hat am 2. Mai dem Grabtuch seine Aufwartung gemacht. In der Fastenzeit 2012, beginnend mit dem Aschermittwoch der Künstler, veranstaltet das Bistum Würzburg vom 22. bis 24. Februar einen Internationalen Kongress zum TG. Dieser steht unter dem Thema: „Das Turiner Grabtuch als Herausforderung unserer Zeit“ (Arbeitstitel).¹⁹ Der Kongress wird von einer künstlerischen Auseinandersetzung²⁰ begleitet, die an verschiedenen europäischen Kathedralen mit den Menschen und der Kultur der Gegenwart geführt wird.

Fazit

Im Medienzeitalter kann das Antlitz Christi als Bild des TGs immer mehr als punktueller, bildhafter Informationsträger ins Zentrum einer konzentrierten Darstellung und Erschließung sowie einer missionarischen Vermittlung des Glaubens rücken. Diese Qualität basiert einerseits auf der Originalität und der realen Wirklichkeit

des Bildes Christi entsprechend dem Grabtuch Jesu, das er uns hinterlassen hat. Jedenfalls ist es nicht von Menschen „gemacht“. Andererseits basiert die Präsenz des Tuches auch darauf, dass dieses Bild in der Lage ist, unkommentiert und mit ungemainer Eindringlichkeit für sich selbst zu sprechen²¹ und weiter in seiner „theophanen Sprache“ den Betrachter zu berühren und – den Ikonen vergleichbar – Gott „sehen“ zu lassen.²² Dies geschieht umso mehr, wie es selbst aus eigener Kraft, konzentriert im Antlitz, alle Blicke auf sich zieht. Unser Blick auf ihn wird dann konstatieren: „Ecce homo!“ (Joh 19,5) und er wird sich an Jesu Wort erinnern: „Wer mich sieht, sieht den Vater“ (Joh 14,9). Er wird aber nicht, folgt er der Spur des Empfangenen, bei der bloß äußeren Betrachtung stehen bleiben können und wollen, denn die Dynamik der Betrachtung zieht in die Wahrheit eines konsequent veränderten, umgekehrten, freien und innerlich erfüllten Lebens aus dem Glauben und mit der Kirche. Sie ist der geheimnisvoll fortlebende Christus, den der Betrachter in der Eucharistiefeier in der Heiligen Kommunion materiell-konkret in sich aufnimmt.²³

Insofern „verkörpert“ dieses wahre „Antlitz Christi“ Christus im Bild und gibt damit alle Dimensionen des Glaubens wieder, die er selbst einst auch als lebende Person in sich verkörperte und entsprechend dem Zeugnis der Bibel sowie dem Glauben der Katholischen Kirche offenbart hat. Das TG zeigt uns ein fotoähnliches Bild des toten Jesus von Nazareth, der sich uns über das Sehen, durch seinen und unseren Blick, mitteilt. Das Grabtuch Jesu vermittelt uns Christus im Bild derart, dass wir durch die Betrachtung und Meditation seines Antlitzes im Heiligen Geist zum Vater gezogen werden können, um mit der Kirche zu rufen: „Maranatha – Unser Herr, komm!“ (1 Kor 16,22).

Ich schließe mit dem Gebet aus dem Breve zum TG vom 23. März 1934 von Papst Pius XI.: „Herr, Du hast uns auf dem

heiligen Grabtuch, in das Dein heiliger Leib nach der Kreuzabnahme gehüllt wurde, Spuren Deines irdischen Daseins und unzweifelhafte Zeichen Deiner Liebe hinterlassen. Um der Verdienste Deines heiligen Leidens willen verleihe uns, wir bitten Dich, dass auch wir am Tage der Auferstehung Anteil haben an der Herrlichkeit, in der Du herrschst in Ewigkeit. Amen.“²⁴

Anmerkungen:

- ¹ „Sehen Gottes geschieht in dieser Welt in der Weise der Nachfolge Christi; Sehen ist Gehen, ist Unterwegssein unserer ganzen Existenz auf den lebendigen Gott zu, wofür uns Jesus Christus mit seinem ganzen Weg, vor allem mit dem österlichen Geheimnis von Leiden, Sterben, Auferstehung, Auffahrt die Richtung schenkt.“ Joseph Ratzinger (Benedikt XVI.). „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9), Das Antlitz Christi in der Heiligen Schrift, S. 25, in: ders.; Unterwegs zu Jesus Christus, Augsburg 2003. Dieser Aufsatz (S. 11-31) ist für die Gesamthematik grundlegend. „Unterwegssein“ und „Sehen“ können als Kategorien christlicher Grundbefindlichkeit angesprochen werden, die für unser gegenwärtiges Christ- und Kirchesein, also für die eigene Lebenshaltung erst wieder neu zu gewinnen sind.
- ² Einige weitere Fakten zum TG und zum Abbild des Toten darauf seien an dieser Stelle genannt: Es handelt sich um ein Leinentuch, Webart: seltenes Fischgrätenmuster, von 4,37 Meter Länge und 1,11 Meter Breite. Mit der Webart und seinen Eigenschaften verweist es in den syrischen Großraum als Ort der Herstellung, wo uns für die Zeit vom 1. bis 3. Jahrhundert vergleichbare Textilien bekannt sind. Vg. Mechthild Flury-Lemberg (Hg.), Sindone 2002. Konservierung, Turin 2003 und dies., Spuren einer wechselvollen Geschichte auf dem Grabtuch von Turin, in: Das Münster 1(2001) S. 17–29. In Rückenlage und Vorderansicht ist ein erwachsener Mann von 35 bis 40 Jahren völlig ohne Spuren von Malerei darauf abgebildet, der von kräftigem Körperbau ist. Er ist ca. 1,80 bis 1,83 Meter groß, ca. 80 Kilogramm schwer und hatte wahrscheinlich die Blutgruppe AB. Men-

- schen dieser Körpergröße sind archäologisch für den Raum Israel gesichert. Zu erkennen ist ein mit römischen Marterwerkzeugen und nach römischer Art Gefolterter, der ohne scharfe Konturen/Umrisse auf das Tuch bzw. seine Faseroberflächen wie aufgehaucht ist. Abweichend zur gängigen römischen Folterpraxis wurden diesem Toten zur Beschleunigung des Todes nicht die Beine gebrochen und er trägt, völlig singular eine Dornenhaube. Der Tote trägt nach jüdischem Brauch dieser Zeit schulterlanges Haar und einen Spitzbart. Der Tod ist aller Wahrscheinlichkeit nach durch einen Kreislaufkollaps/Herzdurchbruch eingetreten. Es konnten auf dem Tuch keine Verwesungsspuren nachgewiesen werden. Vgl. Karlheinz Dietz, Zur Archäologie des Turiner Grabtuches. Bleibende Ergebnisse interdisziplinärer Forschung, Auszug aus: ders., Das Turiner Grabtuch und die historische Kritik, in: Walter Brandmüller (Hrsg.), Wer ist Jesus Christus?, Aachen 1995, S. 97–170, hier S. 104–109.
- ³ Paul Badde, Das Grabtuch von Turin oder Das Geheimnis der heiligen Bilder, München 2010, S. 134.
- ⁴ Päpstlicher Rat für die Kultur, Für eine Kulturpastoral, Città del Vaticano 1999, S. 86.
- ⁵ A. a. O., S. 86–87.
- ⁶ Vgl. beispielsweise Hans Dieter Huber/Bettina Lockemann/Michael Scheibel (Hg.), Bild Medien Wissen. Visuelle Kompetenz im Medienzeitalter, München 2002 und Carl Clausberg/Elize Bisanz/Cornelius Weiller (Hrsg.), Ausdruck – Ausstrahlung – Aura. Synästhesien der Beseelung im Medienzeitalter, Bad Honnef 2006.
- ⁷ Dieser Hinweis verdankt sich dem Kirchenhistoriker Ernst Dassmann, in: Der eine Christus und die vielen Christusbilder. Das Manuskript liegt dem Verfasser vor.
- ⁸ Päpstlicher Rat für die sozialen Kommunikationsmittel, Pastoralinstruktion Aetatis novae, 1992, Nr.4.
- ⁹ www.kath.net/detail.php?id=25597&print=yes.
- ¹⁰ Die Diskussionen um die Echtheit, um die Bedeutung sowie um mögliche Kongruenzen des Tuchbildes von Manoppello (vgl. www.sr.blandina.ofm.li/, www.antlitz-christi.de, www.igw-resch-verlag.at/resch/artikel/manoppello.html) und des Blutuches von Oviedo (Michael Hesemann. Das geheimnisvolle Blutuch von Oviedo, in: Vatikan Magazin, 6/7[2007]S. 6-13. In Kürze erscheint die ausführlichere Darstellung dieser Thematik vom selben Autor: Das Blutuch Christi: Wissenschaftler auf den Spuren der Auferstehung, München 2010) mit dem TG sprengen den Rahmen dieser Arbeit und bleiben darum außen vor.
- ¹¹ Noch immer bieten folgende Werke den besten Überblick zum Forschungsgegenstand TG: Ian Wilson, Das Turiner Grabtuch, München 1999; Werner Bulst / Heinrich Pfeiffer (Hg.), Das TG und das Christusbild. Das Grabtuch, Forschungsberichte und Untersuchungen, Bd. 1., Frankfurt/M. 1987. Soeben erschienen ist mit kurzem aber insgesamt gutem Überblick: Bernd Kollmann, Das Grabtuch von Turin. Ein Porträt Jesu? – Mythen und Fakten, Freiburg 2010. Kollmann ist Professor für neues Testament im Fach Evangelische Theologie an der Universität Siegen. Eben erschienen ist das auch das Werk des Historikers und Journalisten Paul Badde, siehe Anmerkung 10.
- ¹² Vgl. Daniel Spanke, Mandylion – Ikonographie, Legende und Bildtheorie der „Nicht – von – Menschenhand – gemachten Christusbilder“, Recklinghausen 2000.
- ¹³ In: Der Spiegel, Rätsel im Argon-Safe, 23.10.2000, S. 85.
- ¹⁴ In: PUR-Magazin Sonderausgabe. Das Grabtuch Jesu, Kiblegg ohne Datum, S. 27. Auf Aspekte der genuinen (Bild-) Sprache des Antlitzes des TG wird weiter unten mit Verweis auf P. Raniero Cantalamessa OFMCap. eingegangen.
- ¹⁵ Karin Veldhues/Gottfried Schumacher, Europäisches Kathedralen-Projekt 2012. ANGESICHT. „Sehen ins Angesicht – visio facialis“. Das Angesicht im Turiner Grabtuch – eine mehrteilige architekturbezogene Lichtprojektion auf Baukörper von 5 bis 7 Kathedralen Europas, Nussbaum, Fassung Febr./2010, S. 1–5, hier S. 1 und 3.
- ¹⁶ Vgl. beispielsweise Karl Herbst, Kriminalfall Golgotha. Der Vatikan, das Turiner Grabtuch und der wirkliche Jesus Berlin 1992 oder auch aktuell den TV-Kanal: Phoenix, Der Mann auf dem Grabtuch. Dokumentation, 09.01.2010.
- ¹⁷ Vielleicht suchen wir darin aber auch unser Leitgesicht, wie Max Picard sich ausdrückt: „Jedes Gesicht spürt, dass es noch nicht fertig ist, es will sich zu Ende gestalten, und es hat ein Gesicht vor sich, nach dem es sich formt: das ist das Leitgesicht ... Manchmal geschieht es, dass ein Gesicht, während es redet, einen Augenblick die Lider schließt, - es ist, als entschwände es, für diesen Augenblick wenigstens, zu seinem Leitgesicht; es ist, als ruhe es aus bei ihm.“ Das Leitgesicht, in: ders., Das Menschengesicht, Erlenbach-Zürich/Leipzig, 1941, S. 82–84, hier S. 82. Dem entspricht mit anderer Akzentsetzung die Aussage von Werner Beierwaltes, die er zum Verständnis des Sehens nach Nikolaus von Cues formuliert: „Für das menschliche Sehen gilt ... in einem bildhaften Sinne ebenso, dass es Sehen als ein von Gottes Sehen Gesehen-Werden ist. Umgekehrt heißt dies: dass Du (Gott) gesehen wirst, ist nichts anderes, als dass Du den siehst, der Dich sieht.“. In: „Visio facialis“ – Sehen ins Angesicht. Zur Coinzidenz des endlichen und

unendlichen Blickes bei Cusanus, in: Das Sehen Gottes nach Nikolaus von Cues. Mitteilungen und Forschungsbeiträge der Cusanus-Gesellschaft, Bd. 18. Trier 1989, S. 91–124, hier S. 100.

¹⁸ Bildbetrachtung, in: Andreas Knapp, Brennender als Feuer. Geistliche Gedichte, Würzburg 2004, S. 40; siehe auch sein Gedicht: „Annäherung an die Wirklichkeit – nicht durchblicken / sondern anblicken – nicht im Griff haben / vielmehr ergreifen sein – nicht bloß verstehen / auch zu dir stehen – nicht durchschauen / einfach nur anschauen – so werden wir wirklich / wir“, in: Andreas Knapp, Weiter als der Horizont. Gedichte über alles hinaus. Würzburg 2002, S. 59.

¹⁹ Inhaltlich verantwortet diesen Kongress Prof. Dr. Karlheinz Dietz. Er lehrt Alte Geschichte an der Universität Würzburg. Dietz ist der Mentor der deutschen Grabtuchforschung in Nachfolge des verstorbenen Werner Bulst. Initiatoren der Würzburger Tagung und des damit einher gehenden Kunstprojektes sind Bischof Dr. Friedhelm Hofmann, Bistum Würzburg, und Diakon Patrick Oetterer, Erzbischof Köln.

²⁰ Mit dem TG haben sich auch diverse namhafte Künstler der Gegenwart befasst, darunter die Maler Ernst Fuchs, Herbert Falken oder der Komponist Arvo Pärt. „Pärt wurde von der mystischen Atmosphäre dieser Reliquie verzaubert, als sie zuletzt 1998 und zum Heiligen Jahr 2000 mit großen Prozessionen verehrt wurde“. Um diese Aura kreist auch das Konzert, das er ihr gewidmet hat. Arbeitstitel der Orchesterkomposition: La Sindone` ... Der unter Kritikern als Rebell unter den zeitgenössischen Komponisten geltende Arvo Pärt nun also ein Mystiker!“
www.paradies-italien.de/turin.php.

²¹ Der Literaturwissenschaftler George Steiner setzt sich in seinem viel beachteten Buch: Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen noch Inhalt. München/Wien 1990, leidenschaftlich gegen die Flut von sekundären Eindrücken und für das ursprüngliche Erleben von Sinn ein.

²² Vgl. Pavel Florenski, Die umgekehrte Perspektive, in: ders., Raum und Zeit (Olga Radetzkaja/Ulrich Werner [Hrsg.]). Berlin 1997, S. 15–96.

²³ Vgl. Klaus Berger, Vom Neuen Testament her die Messe verstehen, in: Friedhelm Hofmann/Patrick Oetterer (Hrsg.), Uwe Appold. Missa. Bilder zur Heiligen Messe 1999 – 2005. Köln 2005, S. 44–51.

²⁴ Zur aktuellen gottesdienstlichen Verehrung des Volto Santo vgl. Andreas-a. Thiermeyer, Akathistos zu Ehren des heiligen Antlitzes unseres Herrn Jesus Christus. Eichstätt 2007 und Klaus-Peter Vosen, Dein Angesicht, Herr, will ich suchen. Meditationen zum Antlitz Christi. Kiflegg-Immenried 2010.

Tom Döker

„Sich einlassen, ohne vorherigen Plan ...“

Was die Pastoral von Pina Bausch lernen kann!

„Vielleicht doch!?“

„Vielleicht“ ist eines der häufig wiederkehrenden Wörter von Pina Bausch gewesen!

„Vielleicht“ denken Sie: Wer bitte war Pina Bausch? Oder: Ich kann mit diesem modernen Tanztheater eh nichts anfangen! Und Brauchbares für die Pastoral liefert das wahrscheinlich auch nicht – Ja, dann entgeht Ihnen im Folgenden „vielleicht“ doch etwas!

Am Anfang: Unverständnis

Buhrufe und Kopfschütteln bis hin zu Telefonterror – das alles musste die 1940 in Solingen geborene Pina Bausch zu Beginn ihrer Tätigkeit im Jahr 1973 als Choreographin und Leiterin des später so berühmten und vielfach ausgezeichneten Wuppertaler Tanztheaters über sich ergehen lassen. Jahrelang war sie heftigen Zuschauer-Aggressionen ausgesetzt, weil sie mit den konventionellen Tanzformen und letztlich den Erwartungen der Abokunden brach. Das, wofür Sie später mit dem Bundesverdienstkreuz und anderen Ehrungen überhäuft wurde, war am Anfang genau jenes, was zum Teil völliges Unverständnis hervorrief. Die am Ende die „Kultfigur der internationalen Tanzszene“ war, galt zunächst als „Prophetin im eigenen Lande“ nichts! Im Nachhinein fragt man sich: Wie

konnte es dazu kommen und was genau, war so ganz anders, was auch für Menschen in der Pastoral bedenkenswert sein kann?

„Frag-würdige“ Arbeitsweise

In ihrer Arbeitsweise bzw. dem Umgang mit den ihr anvertrauten Menschen blieb sich Pina Bausch stets in einer scheinbar simplen Sache treu: Sie „guckte“! Fast wie die „kleine Momo“ in Michael Endes Erfolgsroman, die sich durch besonderes „Zuhören können wie keine andere“ auszeichnet, ist es bei Pina Bausch das „Gucken können“! Nicht im voyeuristischen Stil, sondern als echtes Interesse am Gegenüber. „Was ich tu, ich gucke. Vielleicht ist es das. Ich hab´ immer nur menschliche Beziehungen gesehen, oder versucht zu sehen, und darüber zu sprechen. Das ist, wofür ich mich interessiere. Ich weiß auch nichts Wichtigeres als das.“¹, sagt sie in nahezu bestechender Schlichtheit. Ähnlich wie „am Beispiel Jesu, entdecken wir eine andere Weise des Sehens und Hörens, die nicht vorrangig um sich selber kreist, sondern sich mit Interesse und Aufmerksamkeit der Welt öffnet.“² Pina Bausch sprach meist eher leise, ihre spärlichen verbalen Äußerungen dringen selten bis zum Außenstehenden, sind vielmehr auf das Gegenüber und seine Situation bezogen. Ratschläge oder gar Weisheiten findet sie dabei „anmaßend“.³ Manches kirchliche Gemeindeglied hätte sie sicher derart als Seelsorgerin oder geistliche Begleiterin geschätzt.

Bei der Probenarbeit zum jeweils neuen Stück saß und beobachtete sie, machte sich viele Notizen, ohne dabei zu bewerten. Sehr konzentriert, sehr ruhig verfolgte sie die „Suche“ ihrer Gruppe, ließ Zeit für den Prozess. Ihre Maxime: „Sich ausprobieren, in sich suchen, vielleicht finden!“⁴ Dabei kein Festklammern an bereits Gefundenem. Ihre Stücke sind nicht „geplant“, sondern „entstehen“. So verwundert es nicht, dass viele ihrer Stücke vor den Premieren meist noch titellos waren, bzw. als Überschrift

schlicht der Begriff „Arbeitstitel“ diene. Ihre Stücke waren nie wirklich „fertig“, blieben fortdauernd Ergebnis eines Gruppenprozesses. Diesen initiierte sie durch ihre berühmt gewordenen Fragestellungen, auf die ihre Tänzer/innen bei den Proben je etwas intuitiv „vormachen“ sollten, was dann später „vielleicht“ im Stück gezeigt wurde. Beispiele: „Mach mal vor wie das ist, vor sich selbst weglaufen wollen, dem anderen nicht in die Augen schauen können, etwas Entwürdigendes tun, von sich selbst überrascht sein...“⁵ So wird vieles in ihren Stücken im wahrsten Sinne frag-würdig!

„Nie etwas abrunden wollen“

So war und blieb vieles bei ihr ein „Theater der Bruchstücke, der Ausschnitte“⁶, wozu sie anfügt: „Ich würde das nie abrunden wollen, um Botschaften zu liefern.“⁷ Auch wehrte sie sich gegen die Festschreibung von Deutungen ihrer Stücke in Programmheften mit der Begründung: „Das sieht dann so aus, als ob ich alles vorgebe und bestimme und weiß. Aber das stimmt ja nicht, ich suche ja selber.“⁸

Worte haben in ihren Stücken meist etwas Fragmentarisches, Flüchtliges.

Szenen entziehen sich immer wieder einem eindeutigen Zugriff, den der Betrachter gemeinhin zu gerne geliefert bekäme. Auch auf die Frage eines Tänzers, wie man es noch besser machen könne, lautet ihr Credo: „Das kann man so nicht sagen, das muss man ausprobieren.“⁹

„Umgekehrt gucken“!

„Man kann immer auch umgekehrt gucken! Dass einer das so sehen kann und ein anderer ganz anders- das finde ich toll!“¹⁰ Mit diesen Worten beschreibt Pina Bausch ihre Ehrfurcht vor der Sichtweise des jeweils anderen. Ein intuitiver Blickwinkel christlicher Nächstenliebe! In Ihren Stücken geht es immer wieder darum, Dinge

und Situationen, die vermeintlich einem selbst klar erscheinen, auch aus der Perspektive des anderen zu sehen und dadurch dem Einseitigen, Starren zu entreißen. So sind die Inszenierungen häufig ein Treffpunkt für Figuren, die Nähe suchen, aber dabei aneinander abgleiten. Letztlich geht es immer wieder um das Thema „Geliebt werden wollen“, und „was der Mensch nicht alles dafür tut“! In ihren Stücken „erfahren Menschen, dass ihre Handlungen, Wünsche, Beziehungen häufig zu etwas ganz anderem als dem Vorgestellten, Gedachten, Geträumten werden.“¹¹ Der pastorale Alltag lässt zuweilen analog grüßen! Da können so skurrile Szenen auf der Bühne entstehen wie das Paar, das seine jeweilige innere Nähe zueinander von einem Dritten mit einem Maßband vermessen lässt. Manchmal scheint dabei nur noch in der Distanz so etwas wie Verständigung möglich. Oder wenn ein Mann mit grauem Anzug vor dem Publikum ein zuwendungsbedürftiges Nilpferd darstellt, um auszusagen, dass die Beziehung zwischen Frauen und Männern oft genauso unmöglich ist wie zwischen einer Frau und einem Nilpferd; oder im übertragenen Sinne, unter Kollegen ... Und manch einem Betrachter wird dabei schlagartig klar: „Die Arbeit an Pina Bauschs Stücken: immer auch eine Arbeit an der eigenen Geschichte!“¹² Oder wie es die US-amerikanische Schauspielerin Julianne Moore ausdrückt: „Die Leute kommen, um sich selbst zu sehen!“¹³

„Viel bei mir gespürt!“

Am 4. September 2009 nahmen Kollegen, Freunde, Zuschauer und Politiker im Wuppertaler Opernhaus Abschied von Pina Bausch. Sie wurde auf dem evangelisch-reformierten Waldfriedhof in Wuppertal – Varresbeck beerdigt. Gestorben war sie am 30. Juni, fünf Tage nach ihrer Krebsdiagnose. Am 27. Juli 2010 wäre sie 70 Jahre alt geworden. Der bekannte Filmregisseur Wim Wenders arbeitete noch bis kurz vor ihrem Tod an einer Dokumentation über ihr

Lebenswerk, „Pina“ so der Filmtitel. Dieser soll im Frühjahr 2011 in die Kinos kommen.¹⁴ Ihre vermutlich wichtigste Leistung bestand darin, dass sie in all den Jahrzehnten nicht von ihrem „innersten Gespür“ abwich, auch auf die Gefahr hin, abgelehnt und abgetan zu werden. Eine Haltung, die uns auch in der Pastoral Mut machen sollte! Auf die Frage, warum sie eigentlich Tänzerin geworden sei, antwortete sie denn auch mal: „Ich wollte das tun, weil ich da viel bei mir gespürt habe.“¹⁵ Auch im pastoralen Alltag kann uns das „Leibgewissen ein sensibler Begleiter sein. Es gibt Menschen, die genau spüren. Jedes Mal, wenn ich auf meinen Leib und seine Sprache nicht geachtet habe, ist etwas schief gegangen!“¹⁶

„Ohne vorherigen Plan“...

„Sich einlassen, ohne vorherigen Plan ...“¹⁷, war eine Grundhaltung bei Pina Bausch. So zu agieren ist, zugegeben, auch ein Wagnis, gerade auch in der Kirche. Man erinnere sich dabei nur an Papst Johannes XXIII, der für viele mehr oder weniger „planlos“ das Zweite Vatikanische Konzil einberief, sich dafür aber umso mehr des Heiligen Geistes gewiss zeigte! Die Kritiker einer solchen Vorgehensweise stehen heute genauso wie gestern schon parat. Denn sich „einzulassen“ setzt je nachdem Ängste frei, planlos auf andere zu wirken. „Vielleicht“ passiert aber gerade dann eine „Weiterentwicklung“ auch meiner selbst, wenn ich „mir geschehen lasse!“ Oder wie Anselm Grün feststellt: „Wenn ich das, was mir von außen begegnet, dankbar annehme, dann wird das Glück mich oft finden, auch wenn ich es gar nicht gesucht habe oder ihm gar ständig hinterher gejagt bin.“¹⁸ Umgekehrt passt augenzwinkernd das, was sich beim „Psychoanalytiker der katholischen Kirche“ und Bestseller-Autor Manfred Lütz am Ende so mitteilt: „Wie kann man Gott zum Lachen bringen? – Indem man ihm erzählt, was man für morgen plant.“¹⁹ Vielleicht lacht ja Pina leise mit.

Anmerkungen

- ¹ Raimund Hoghe, Pina Bausch-Tanztheatergeschichten. Frankfurt a. M. 1986, S. 8.
- ² Manfred Scheuer, Christlicher Lebensstil heute. Innsbruck-Wien 2004, S.12.
- ³ Siehe hierzu: Norbert Servos, Pina Bausch-Tanztheater. München 2003, 227 ff.
- ⁴ Hoghe, a.a.O., S.8.
- ⁵ ebda., S.84- 89.
- ⁶ ebda., 12.
- ⁷ ebda., 21.
- ⁸ ebda., 9.
- ⁹ vgl. Jochen Schmidt, Pina Bausch – Tanzen gegen die Angst. München 2002, S. 87ff.
- ¹⁰ Hoghe, a.a.O., 18.
- ¹¹ Hoghe, 22.
- ¹² ebda., 135.
- ¹³ Julianne Moore über das Kino; Zitat aus Kölnische Rundschau, 19. Februar 2010, Nr.42, S.12.
- ¹⁴ Siehe auch Wim Wenders: Was Menschen mit ihren Bewegungen sagen. Die Kunst der Pina Bausch. Festrede zum Frankfurter Goethepreis 2008; Trauerrede in Wuppertal 2009. In: Sinn und Forum 6/2009, S. 854-861.
- ¹⁵ Hoghe, S.34.
- ¹⁶ Manfred Scheuer, a.a.O., 34.
- ¹⁷ Norbert Servos, a.a.O., 223ff.
- ¹⁸ Anselm Grün, Buch der Antworten, Freiburg 2007, S.19.
- ¹⁹ Manfred Lütz, Gott- eine kleine Geschichte des Größten. München 2007, S. 266.

Detlef Schneider-Stengel

Der doppelte Gewinn

– Pastoralreferent(inn)en als Chance und als Selbstchance

1. Einführung¹

Ausgangspunkt der hier festgehaltenen Überlegungen ist der Diözesantrag der Pastoralreferentinnen und -referenten im Bistum Essen im Jahr 2007. Einmal mehr ging es im Gespräch mit dem damaligen Bischof Dr. Felix Genn um den Einsatz der Berufsgruppe, um ihre unklare Berufsrolle und um die gefühlte mangelnde Verortung im Rahmen der gewaltigen Umstrukturierungen im Bistum. Am Ende des Tages stand der Wunsch des Bischofs nach einer Arbeitsgruppe, die noch einmal den Blick auf die Berufsrolle wagt und in Absprache mit ihm versucht, Rahmenbedingungen für deren Einsatz zu formulieren.

Die so entstandene Kleingruppe von sechs Kolleginnen und Kollegen plus der Beauftragten für die Pastoralreferent(inn)en und Referenten im Bistum Essen, Frau Dr. A. Redeker, hat ein Auf und Ab erlebt in ihrem Versuch, eine pluralisierte Berufsgruppe zu beschreiben. Dieser Artikel möchte die Ergebnisse der Reflexion zusammenfassen und theologisch untermauern. Darüber hinaus möchte er werben für eine Berufsgruppe, die zumindest im Bistum Essen wertvolle Dienste in einer sich verändernden Struktur von Kirche und Gesellschaft leistet.

Gesucht wurde zunächst nach einem Bild oder Schlagwort, das die Einsätze im Bistum auf den Punkt bringt und plakativ umreißt. Dabei kam einerseits der Begriff des „Grenzgängers“ auf, andererseits fiel das Stichwort der Schnittstellenpastoral,

das schon früheren Versuchen, das Berufsprofil der Pastoralreferenten im Bistum Essen zu beschreiben, zugrunde lag.

Hintergrund beider Schlagworte ist, dass die Pastoralreferent(inn)en und -referenten im Bistum Essen vornehmlich nicht in der Seelsorge einer Gemeinde eingesetzt sind. Vielmehr ist ihr Handlungsfeld schwerpunktmäßig dort, wo (Kern-)Gemeinde aufhört und gesellschaftliches Leben (ohne kirchliche Strukturvorgabe) anfängt. Mal unabhängig von der Frage, ob Welt und Kirche theologisch zu trennen sind, heißt das konkret, dass ihr Einsatzort da ist, wo Menschen oder Menschengruppen (mitunter ganze Systeme wie Krankenhaus, Schule, Polizei...) Kirche und die Botschaft Jesu Christi zwar brauchen könnten, aber nicht gewohnheitsmäßig mit ihnen vertraut sind. Wo diese Menschen in einen von ihnen nicht immer so erwarteten Kontakt mit Kirche (und oder vor allem der Botschaft Jesu Christi) kommen, sehen Pastoralreferent(inn)en und -referenten ihre Aufgabe, diesen Kontakt mit ihrer Person (als getaufte, gefirmte und berufene Christen) und mit ihrer Professionalität (als Theologen, als Kenner der kirchlichen Netzwerke und als Seelsorger) mit zu gestalten.

Selbstverständlich können diesen Job zum Beispiel auch ein in Schule und Gemeinde engagierter Religionslehrer, eine Gemeindefereferentin in der Krankenhauseelsorge oder ein Priester an einer Jugendkirche sehr gut ausfüllen. Allerdings kommt diese Stellenbeschreibung speziell in der Berufsgruppe der Pastoralreferent(inn)en und -referenten signifikant häufig vor und ist vom (Ausbildungs-)Ansatz her prinzipiell auch so gewollt.

Die Geschichte der Berufsgruppe ist relativ jung und unterscheidet sich von der Geschichte anderer pastoraler Berufsgruppen im Bistum Essen. Eine Vorreiterrolle kommt hier der Berufsgruppe der Gemeindefereferentinnen und -referenten zu, die vor-

nehmlich in den Gemeinden die professionalisierte pastorale Arbeit von Laien vorgeprägt haben. Als Theologinnen und Theologen sind Pastoralreferenten dann erst vor gut 10 Jahren im Bistum Essen aufgetaucht. Ihre Ausbildung war sehr einheitlich darauf angelegt, selbständig und theologisch reflexiv im Bistum Essen zu arbeiten. Auch wenn hier und da unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt wurden, wird innerhalb der Berufsgruppe die Ausbildung als Gemeinsamkeit empfunden. Schmerzlich ist, dass dieses einheitsstiftende und wichtige Element zumindest im Bistum Essen ausgesetzt ist. Mit dieser Geschichte und dieser Ausbildung sind Pastoralreferent(inn)en und -referenten als Person mit je eigenem Charisma vom Bischof gesendet worden.

Als Ergebnis der oben beschriebenen Arbeitsgruppe lässt sich nun sagen, dass sie zwar gescheitert ist an dem Vorhaben, ein einheitliches Berufsprofil zu finden. Jedoch wird einmal mehr deutlich, dass in Zeiten von gesellschaftlichen Umbrüchen und gewaltigen strukturellen Veränderungen die Vielfältigkeit, die Flexibilität, die Ausdifferenziertheit und die Kompetenzen der Berufsgruppe gerade an pastoralen Schnittstellen außerhalb des gewohnten „Kerngeschäftes“ innerhalb einer Gemeinde große Chancen bieten für die Pastoral im Bistum Essen.

Chancen entstehen oder werden immer dann entdeckt, wenn die Gegenwart analytisch wahrgenommen, daraus erfolgversprechende Potenziale für die Zukunft erkannt oder entwickelt und schließlich in konkrete Handlungen umgesetzt werden. Im Rekurs auf das Ergebnis der Arbeitsgruppe im Bistum Essen, aber auch auf die Ergebnisse im Themenheft „Beruf an der Grenze“ der Zeitschrift „Lebendige Seelsorge“² sowie der Studie von Paul Zulehner³ und persönlichen Erfahrungen aus anderen Bistümern, wird folgende These zur Diskussion gestellt: Die Berufsgruppe der Pastoralreferent(inn)en in den deutschen

Bistümern insgesamt, nicht nur im Bistum Essen, bietet der Kirche viele Chancen, wieder an die Signaturen der Gegenwarts-kultur(en) anzuschließen und dabei ihrer gesellschaftlichen Marginalisierung entgegenzuwirken. Zugleich können Pastoralreferent(inn)en durch ihre innovative Arbeit im Sinne einer positiven Rückkoppelung ein positives Selbstverständnis und Selbstbewusstsein entwickeln und ihren Beruf selbst als Chance wahrnehmen.

2. Ein Blick auf die Gegenwart

Rainer Bucher fordert die Kirche auf, die Gegenwart der (post-)modernen Gesellschaft und „deren kulturelle Formationen, welche die Kirche und ihr diskursives wie nichtdiskursives Handeln aus den Himmelbetten der Selbstverständlichkeiten geworfen haben, nicht als mehr oder weniger beliebigen Kontext, sondern als Ort ihres Gelingens oder eben Scheiterns wahrzunehmen.“⁴ Rainer Buchers Aufforderung trifft den Kern der gegenwärtigen Auseinandersetzung um die Krise der Kirche und auch der Theologie. Diese Krise ist ja nicht einmal religionsunfreundlich.⁵ Ganz im Gegenteil etabliert sich seit über 30 Jahren in Europa eine Religionsfreundlichkeit, die durchaus als Signatur der so genannten Postmoderne bezeichnet werden kann. In diese Religionsfreundlichkeit sind aber die beiden Großkirchen nicht oder kaum einbezogen.

Religionssoziologisch zeigt sich, dass die Krise der Kirche eigentlich schon in den 50er-Jahren des letzten Jahrhunderts mit dem so genannten Modernisierungsprozess begann. Er führte zu einer Entwicklung, deren Folge die Ausdifferenzierung der Gesellschaft in viele Systeme ist, die zu einer bis dahin nie gekannten Segmentierung, Pluralisierung und Fragmentarisierung aller Lebensbereiche führte. In traditionellen und vormodernen, aber auch noch in zum Teil modernen Gesellschaften konnten so genannte „große Erzählungen“ (Lyotard) – zu denen auch die christlichen

Konfessionen gehörten – durchgehend Sinnzusammenhänge stiften.⁶ Für den Religionssoziologen Karl Gabriel war die Moderne bis etwa Mitte der 70er-Jahre des letzten Jahrhunderts auch noch ein Amalgam aus bestehenden Traditionen bzw. Restbeständen von Traditionen und Modernisierungsprozessen. Bestimmte traditionale Elemente fanden sich bis dahin noch vor allem im Bereich der Religion, der Familie, einiger kultureller Kontexte sowie in Teilen anderer gesellschaftstragenden Institutionen wie Gewerkschaften, Parteien, Vereinen und Verbänden.

Vollendete Modernisierung bzw. Postmodernisierung heißt nun, dass auch diese noch bestehenden traditionellen Bereiche in den Modernisierungssog gerieten. Damit ging auch ihre einheitsstiftende Funktion in der Gesellschaft verloren. Die Folge für das Christentum war ein sukzessiver Rückzug aus der gesellschaftlichen Öffentlichkeit in die Privatheit. War das Christentum, soziologisch gesprochen, einst eine Art „Supersystem“, das großen Einfluss auf die gesellschaftlichen Systeme hat, ist es heute ein System unter vielen anderen. Dies führt bis heute auf Seiten der beiden Großkirchen bisweilen zu einer starken Desorientierung und Ratlosigkeit, angemessen auf die Situation zu reagieren.⁷

Dabei ist Religion keineswegs verschwunden, sondern die postmoderne Gegenwart setzt erhebliche religionsproduktive Tendenzen frei, die heute unter den Begriffen „Transformation des Religiösen“ und „Postsäkularität“ subsumiert werden.⁸ Beide Begriffe machen auf den Umstand aufmerksam, dass Religion nicht eines Tages nach der Religionskritik – wie lange Zeit in den Säkularisierungstheorien der Moderne angenommen – restlos verschwinden oder verdunsten würde. Religion hat die Angriffe ihrer Kritiker und selbsternannten Zerstörer überlebt. Zugleich hat sie sich selbst – das betrifft vor allem die beiden Großkirchen – zum Teil massiven Reformprozessen unterzogen, wie sie z.B. im II. Vatikanischen Konzil in Gang gesetzt wurden.

Religion und vor allem das Christentum hat überlebt, aber anders als gedacht. Ihre postsäkulare Existenz hat nicht zu ihrer Stärkung geführt, sondern zu ihrer Dispersion und Dislozierung. Höhn verweist darauf, „dass sich der postsäkulare Fortbestand des Religiösen als ein mehrfacher Transformationsprozess vollzieht, der die Vermittlungsbedingungen religiöser Traditionen, die Sozialformen und öffentliche Präsenz gelebter Religionen sowie die Verwendung ihrer semantischen und ästhetischen Ausdrucksformen außerhalb religiöser Kontexte umfasst.“⁴⁹ So verlieren die beiden Großkirchen ihr Monopol: religiöse Inhalte wandern in außerreligiöse Bereiche, Segmente, Handlungsfelder und Funktionalitäten ab bzw. es entsteht außerhalb von Kirche Religionsproduktion.

Profitiert von diesem Trend hat ein bunter, sich religiös verstehender Markt mit vielen unterschiedlichen Angeboten. Ebenfalls „explodierte“ der Bereich der Lebenshilfeberatung, des Selbstmanagements und Coachings sowie der Lebenskunst und der sich durchaus religiös verstehenden Körperorientierung (Yoga, Qui Gong etc.) mit sehr stark variierender Qualität. Ebenfalls findet sich eine ausgeprägte Religionsfreundlichkeit in der Werbung, in den Medien (vor allem Bücher, Comics und Filme), in der Kunst, in der Politik und in vielen anderen Bereichen.

In das Vakuum des sich zurückziehenden Christentums etablierten sich also „Mitbewerber“ um „Existenzerhellung und Handlungsorientierung“¹⁰, die sich als Alternative verstehen. Die mit diesen Alternativen verbundene Religiosität ist aber sehr stark privatisiert sowie subjektiviert und ihre Verbindlichkeit auf das jeweilige Individuum beschränkt. Religion wird auf diesem Weg der Individualisierung zur Privatsache und damit „der öffentlichen Diskussion unter Verweis auf die Privatheit und Freiheit des Religiösen entzogen“¹¹.

Für das Christentum schließlich gibt vor allem die Sinus-Milieustudie Auskunft über seinen gegenwärtigen Zustand. Und dieser gibt Grund zum Nachdenken, denn

letztendlich sind nur noch drei der zehn erhobenen Milieus in den Kirchen präsent, wobei die drei eher zu den konservativen und traditionellen Milieus zählen und wenig innovationsfreundlich sind.¹²

Ein Blick auf die Berufsgruppe der Pastoralreferent(inn)en im Bistum Essen

Neben dem Blick auf die gesellschaftliche Situation und religionssoziologische Vergewisserung schaute die Arbeitsgruppe ebenfalls auf die eigene Berufsgruppe im Bistum.

Dabei zeigte sich folgendes Bild: Obwohl die Berufsgruppe der Pastoralreferent(inn)en im Bistum Essen eher klein ist (30), sind ihre pastoralen Handlungsfelder in einem sehr hohen Maß ausdifferenziert. Zugleich bewegen sich die Einzelnen oftmals an und in Orten, die nicht klassische pastorale Handlungsfelder sind, vor allem dort, wo das kirchliche System mit anderen gesellschaftlichen Systemen in Berührung kommt. Von daher wurde im eigenen Wahrnehmungsprozess der Begriff der „Schnittstelle“ bzw. „Schnittstellenpastoral“ immer wichtiger. Eine Art Verifizierung erfuhr dieser Befund dadurch, indem die einzelnen Mitglieder der Arbeitsgruppe ihre eigenen beruflichen Felder analysierten und auf eine Vielzahl an Schnittstellen kamen. Die „Schnittstellenpastoral“ scheint daher ein besonderes Spezifikum der Berufsgruppe der Pastoralreferent(inn)en im Bistum Essen, aber auch in den anderen deutschen Bistümern zu sein.

a) Pastoralreferent(inn)en als Chance für die Kirche

Es war für alle Mitglieder der Arbeitsgruppe interessant zu sehen, dass sich die gesellschaftlichen Ausdifferenzierungsprozesse in den Einsatzfeldern der Pastoralreferent(inn)en im Bistum Essen und in den anderen deutschen Bistümern widerspie-

gelt. Das heißt im Endeffekt, dass diese Berufsgruppe meistens¹³ aktiv auf die gegenwärtige Situation zugeht und (re)agiert. Mit diesem Befund korrespondieren die Aussagen des II. Vatikanischen Konzils, wie sie in Lumen Gentium 31–33, Gaudium et spes 43 und vor allem in Apostolicam actuositatem 10 zu finden sind. Dort wird darauf hingewiesen, dass ein wichtiger theologischer Ort und Dienst der theologisch ausgebildeten Laien der Dialog mit der Gesellschaft ist, der Zeugnis geben soll von der befreienden und erlösenden Botschaft Jesu Christi in der Welt. Apostolicam actuositatem 10 zeigt auf, wie wichtig dieser Dienst für den Aufbau der Kirche ist. Dort heißt es:

*Stets mögen sie [die Laien] den Sinn für das ganze Bistum pflegen, dessen Zelle gleichsam die Pfarrei ist, immer bereit auf Einladung ihres Bischofs auch für die diözesanen Unternehmungen ihre Kräfte einzusetzen. Ja um den Bedürfnissen von Stadt und Land zu entsprechen, mögen sie ihre Mitarbeit nicht auf die engen Grenzen ihrer Pfarrei oder ihres Bistums beschränken, sondern sie auf den **zwischenpfarrlichen, interdiözesanen, nationen und internationalen Bereich** auszudehnen bestrebt sein; dies um so mehr, als die von Tag zu Tag zunehmende Wanderung der Menschen und Völker, die Zunahme der gegenseitigen Verbundenheit und die Leichtigkeit des Nachrichtenaustausches nicht mehr zulassen, dass irgendein Teil der Gesellschaft in sich abgeschlossen weiterlebt.*

Diese angemahnte Wichtigkeit gilt heute im besonderen Maße angesichts der Lage der Kirche. So stellt sich hier die Frage nach dem so genannten „Kerngeschäft“ der Pastoral neu. Dieses Kerngeschäft ist nicht allein die Fortführung und Beibehaltung der traditionellen pastoralen Handlungsfelder. Die Pastoral der Kirche ist nicht beschränkt und eingegrenzt, sondern nach Gaudium et spes 1–4 gilt es, die gesamte menschliche Wirklichkeit und Praxis als Ort der Entdeckung Gottes in der Welt wahrzunehmen. Pastoral ist ein Entdeckungszusammenhang, der immer wieder

neu erschlossen werden muss. Und von daher können gerade die religionsproduktiven Tendenzen der Gegenwart, wie sie in den Transformationsprozessen deutlich werden, für die Kirche heute ein ungeheures Innovationspotenzial enthalten. Rainer Bucher spricht von einer „kreativen Irritation“¹⁴ des Eigenen durch das Fremde und Andere. „Denn nur so kann es zu wirklichen Innovationen des Eigenen durch das Andere kommen, kann andererseits der Anschluss an die kulturelle Signatur einer Gegenwart hergestellt werden, die gerade durch die Erfahrung geprägt ist, dass es in ihr Widersprüche gibt, die sie nicht auflösen, sondern nur aushalten kann.“¹⁵

Es muss aber Menschen geben, die dieses Innovationspotenzial pastoral fruchtbar machen. Und genau das tun die Pastoralreferent(inn)en an und in ihren Schnittstellen. Sie entdecken außerhalb der traditionellen kirchlichen Handlungsfelder im Sinne von Gaudium et spes 1–4 „theologiegenerative“¹⁶ und damit „pastoralgenerative“ Orte. Dazu schreibt Reinhold Esterbauer:

Insofern vielfältige Erfahrungen, die der Lebenspraxis zugrunde liegen, Religiosität fundieren können, gründen sowohl das Handeln derer, die nicht der eigenen Kirche angehören, als auch das eigene religiös motivierte Handeln in einer Erfahrung des Heiligen, die konkrete religiöse Deutung erst nötig macht. Binnenkirchliche Praxis und außerkirchliches Handeln, die die Lebensform tangieren, verweisen in einen gemeinsamen religiösen Erfahrungsgrund. ... Wirklichkeit gibt sich bisweilen so zu erfahren, dass sie zu einer Erfahrung des Heiligen führt und Relevanz für menschliches Handeln hat. Dies gilt für ästhetische oder ethische Erfahrungen genauso wie für empirischwissenschaftliche.¹⁷

Von daher sind heute Pastoralreferent(inn)en im Bistum Essen schon an Orten und in Handlungsfeldern präsent, die mit Kirche erst einmal nicht in Verbindung gebracht werden. Diese – in Analogie zu Ralf Miggelbrinks konzipierten Begriff der „Milieutranszendenz“¹⁸ – im Sinne von Gaudium et spes geforderte „Pastoral-

transzendenz“ führt zu Innovationen, die für die Kirche sehr hilfreich sein können. Ralf Miggelbrink weist zurecht mit großer Schärfe darauf hin, dass sich die Kirche nicht mit einem oder mit den hauptsächlich drei in ihr vorkommenden Milieus identifizieren darf. Sie muss, will sie „katholon“ und für alle Menschen da sein, die Milieus übersteigen, also milieutranszendent sein. Das Gleiche gilt auch für die Pastoral. Die Kirche darf ihre Pastoral nicht mit den traditionellen Handlungsfeldern identisch setzen und sie als Kerngeschäft sakralisieren. Die traditionellen Handlungsfelder gehören unstreitig zu ihrer Pastoral, aber sie sind es nicht nur. Daher muss auch – vor allem im Sinne von Gaudium et spes 1–4 – für eine „Pastoraltranszendenz“ plädiert werden, wenn sich Kirche als Kirche für alle Menschen versteht.

In diesem Sinne der Pastoraltranszendenz könnten Pastoralreferent(inn)en helfen, das schwerwiegende „Grundproblem christlicher Gemeinden in pluraler Gesellschaft“ zu beheben. Rainer Bucher benennt dieses Grundproblem folgendermaßen: „Während es die Kirche über ihren aus-(und hinaus-)differenzierten ‚diakonisch-bürokratischen Komplex‘ schaffte, in sehr vielen gesellschaftlichen Milieus präsent zu bleiben, erweiterte sich nur unwesentlich ihr internes Pluralitätsspektrum, ... blieben die Gemeinden tendenziell nach dem Muster einer homogenisierenden, nicht eigener kreativ differenzierten und kommunikativen ‚Sammlung um den Altar‘ strukturiert.“¹⁹ Die Sinus-Milieustudie hat diesen Befund bestätigt.

Pastoralreferent(inn)en könnten dann die Gelenkstelle für das noch immer als Außen und Innen wahrgenommene Verhältnis von kirchlicher Pastoral und Welt werden und dieses Verhältnis zugleich übersteigen im Sinne der angemahnten „Pastoraltranszendenz“. Nach „Außen“ kann man mit Rainer Bucher ihre Aufgabe so beschreiben: „Es ist die Aufgabe des Laienamtes, spezifische der sich modern ausdifferenzierten ... Lebenswelten nicht nur äußerlich ‚kennen zu lernen‘, sondern selbst

solidarisch mitzuvollziehen. Aufgabe von Pastoralreferenten wäre es, die implizite Theologie in gesellschaftlichen Orten zu entdecken und zu fördern und zu einer angemessenen und dialogfähigen Explizität zu verhelfen, was sinnvoll nur als zweiseitiger Lernprozess geschehen kann.“²⁰ Das heißt auch, dass Kirche durch ihre Pastoralreferent(inn)en lernen kann, dass es auch außerhalb von ihr Ort und Erfahrungen von Transzendenz geben kann und sie darauf nicht allein das Monopol hat.

Diese evozierten impliziten Theologien können dann nach „Innen“ transportiert werden, um so die bestehende Pastoral zu kreativen Innovationen zu reizen, den Erfahrungsverlust durch die Milieuverengungen zu bearbeiten und den Anschluss an die kulturellen Signaturen der Gegenwart zu gewährleisten. Pastoralreferent(inn)en wären in der Lage, so fern man sie ließe, zu einer pluralen Form von Kirche beizutragen, die ihrer gesellschaftliche und kulturelle Marginalisierung entgegentreten könnte. Zugleich besteht die Chance, pastorale Konzepte zu erarbeiten, die an die pluralen Lebenswirklichkeiten und Erfahrungen der Menschen Anschluss finden.²¹

b) Die Chance, Pastoralreferent/in zu sein

Insgesamt haben die Ergebnisse gezeigt, dass Pastoralreferent(inn)en an und in den „heißen Kernen“ der gesellschaftlichen und pastoralen Entwicklung arbeiten. Dies setzt neben Mut und Kreativität bestimmte Fähigkeiten voraus, die im „Abschlussmemorandum des Symposiums in Wien: LaientheologInnen in kirchlichen Berufen“ wie folgt benannt werden²²:

- *Kairologische Sensibilität*: Pastoralreferent(inn)en sensibilisieren die Kirche, die Zeichen der Zeit zu erkennen und daraus Optionen für ihr Handeln zu entwickeln, die den Zeichen der Zeit angemessen sind.
- *Akademisch trainierte, interdisziplinäre Fachkompetenz*: Für die Entdeckung

- theologie- und damit pastoralgenerativer Orte sowie deren Vermittlung in die bestehende Theologie und Pastoral bedarf es theologischer Fachkompetenz.
- *Berufsfeldbildung*: Pastoralreferent(inn)en sind „Gelenkstellen“ zwischen dem „Innen“ und „Außen“ von Kirche und Gesellschaft und entwickeln daraus neue Handlungsfelder, die im Sinne einer „Pastoraltranszendenz“ die traditionellen pastoralen Handlungsfelder mit neuen ergänzen und zum Teil auch konfrontieren.
 - *Ekklesiale Sensibilität*: Pastoralreferent(inn)en haben mit ihrem Dienst Anteil am Aufbau der Kirche. Ihre Spiritualität und Lebensmodelle, aber auch ihre kooperativen Arbeitsformen bereichern das kirchliche Leben.

Diese Fähigkeiten sind nicht nur für die Bistümer, wie oben gezeigt wurde, eine eminente Bereicherung, sondern können und sollten sich, im Sinne einer positiven Rückkoppelung, auf das Selbstverständnis und das Selbstbewusstsein der Pastoralreferent(inn)en auswirken. Von daher sind Pastoralreferent(inn)en nicht nur eine Chance für die Bistümer, sondern zugleich gibt es die Chance, Pastoralreferent/in zu sein. Besonders zwei Belege stützen diese Einschätzung:

Paul Zulehners Umfrage unter den Pastoralreferent(inn)en und -referenten im deutschsprachigen Raum brachte unter anderem das Ergebnis, dass die meisten Pastoralreferent(inn)en eine große Berufszufriedenheit haben, die verbunden ist mit einer hohen Motivation und Arbeitsleistung.²³

Die Chance, Pastoralreferent/in zu sein, zeigt sich für die Arbeitsgruppe des Bistums Essen auch in der Reaktion der Umwelt auf diesen kirchlichen Beruf, da man als kompetente/r Gesprächs- oder Kooperationspartner/in sowohl inner- als auch außerkirchlich wahrgenommen wird.

Die Arbeit in und an den „heißen Kernen“ der gesellschaftlichen und pastoralen

Entwicklung bietet in vielerlei Hinsicht der Berufsgruppe der Pastoralreferent(inn)en positive Herausforderungen und setzt kreatives sowie innovatives Potential frei, neue Handlungsfelder zu entdecken und zu erschließen. Die Aufgabe der Bistumsleitungen wäre es, diese Arbeit zu wollen und zu unterstützen.

4. Abschluss

Die Ergebnisse der Arbeitsgruppe des Bistums Essen stärkt – neben den Ergebnissen aus der Zulehnerstudie und des Themenhefts „Beruf an der Grenze“ – die Position der Berufsgruppe der Pastoralreferent(inn)en. Ihre Arbeitsfelder, Einsatzorte und Fähigkeiten dienen in hilfreicher Weise dem Aufbau der Kirche. Sie hat gerade durch die Pastoralreferent(inn)en die Chance, innovative Wege und Orte zu finden und damit neue Handlungsfelder, diskursive und nichtdiskursive, zu erschließen, zu mal das gesellschaftliche Umfeld eher religionsfreundlich als -feindlich ist. Damit wird Kirche zugleich in der Gesellschaft und Kultur präsenter und wirkt ihrer Marginalisierung entgegen. Von daher lautet das Plädoyer der Arbeitsgruppe, die Anzahl der Pastoralreferent(inn)en nicht zu dezimieren oder die Berufsgruppe in Zukunft abzuschaffen. Damit würde sich Kirche in Deutschland viele Chancen nehmen. Vielmehr gilt es, weiterhin Pastoralreferent(inn)en zu beschäftigen und auch auszubilden. In dieser für geschichtliche Maßstäbe jungen Berufsgruppe kann Kirche ihr eigenes Jungsein und damit ihre Neugierde auf die Welt wiederentdecken. Der Kairos müsste nur ergriffen werden.

Anmerkungen:

¹ Die Einführung geht auf eine Vorlage von Peter Havers zurück.

- ² Beruf an der Grenze. Lebendige Seelsorge 4 / 2007, Würzburg 2007.
- ³ P.M. Zulehner, K. Renner, Ortssuche. Umfrage unter Pastoralreferent(inn)en und Pastoralreferenten im deutsch-sprachigen Raum. Ostfildern 2006.
- ⁴ R. Bucher, In weiter Ferne, so nah. Zum Philosophiebedarf der Praktischen Theologie, in: A. J. Bucher (Hrsg.), Welche Philosophie braucht die Theologie? Regensburg 2002, 163 – 188, 181.
- ⁵ Zur Religionsfreundlichkeit der Gegenwart siehe: Bertelsmannstiftung (Hg.): Religionsmonitor 2008. Gütersloh 2007.
- ⁶ Siehe dazu: D. Schneider-Stengel: Christentum und Postmoderne. Zu einer Neubewertung von Theologie und Metaphysik (= Religion – Geschichte – Gesellschaft. Fundamentaltheologische Studien Bd. 19), Münster 2002, 11 – 17.
- ⁷ Vgl. zur religionssoziologischen Gegenwartsanalyse des Christentums vor allem die Arbeiten von Karl Gabriel und Hans-Joachim Höhn.
- ⁸ Siehe dazu: H.-J. Höhn, Postsäkular. Gesellschaft im Umbruch – Religion im Wandel. Paderborn 2007. R. Bucher, Ein verzeihendes Zeugnis für Christus ablegen. Die Theologie vor dem Phänomen der „Postsäkularisation“, in: Fuge. Journal für Religion & Moderne, Bd. 2, 2008, 93 – 100. D. Pollack, Die Wiederkehr des Religiösen. Eine neue Meistererzählung des Religiösen, in: Herder Korrespondenz Spezial, Renaissance der Religion. Mode oder Megathema. Freiburg 2006, 6 – 11. D. Schneider-Stengel, Theologie als Lebenskunst – Kriterien und Annäherungen, in: C.-F. Geyer, D. Schneider-Stengel (Hg.), Denken im offenen Raum. Prolegomena zu einer künftigen postmetaphysischen Theologie. Darmstadt 2008, 58 – 72.
- ⁹ Höhn, Postsäkular, 10.
- ¹⁰ R. Bucher, In weiter Ferne, so nah, 166.
- ¹¹ C. Sedmak, Theologie in nachtheologischer Zeit, Mainz 2003, 21.
- ¹² Medien-Dienstleistung GmbH, Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus“, München 2005.
- ¹³ Die etwas einschränkende Formulierung ergibt sich unter anderem aus der Tatsache, dass der Schuleinsatz einiger Pastoralreferenten im Bistum Essen seinen Grund in der angespannten Finanzsituation der Diözese hat und nicht in der aktiven (freiwilligen) Erschließung neuer Handlungsfelder.
- ¹⁴ R. Bucher, In weiter Ferne, so nah, 181.
- ¹⁵ R. Bucher, In weiter Ferne, so nah, 178.
- ¹⁶ Siehe zum Begriff „theologiegenerativer Ort“: St. Klein, Der Alltag als theologiegenerativer Ort, in: H. Haslinger (Hg.), Handbuch Praktische Theologie. 1. Grundlegungen. Mainz 1999, 60 – 67.
- ¹⁷ R. Esterbauer, Philosophie religiöser Erfahrung und Praktische Theologie, in: A. J. Bucher (Hg.), Welche Philosophie braucht die Theologie? Regensburg 2002, 189 – 201, 199.
- ¹⁸ R. Miggelbrink, Milieutranszendenz. Eine praktische Forderung aus der Sinus-Milieu-Studie, in: Lebendige Seelsorge 4 / 2007, 260 – 264.
- ¹⁹ R. Bucher, Kirchenbildung in der Moderne. Eine Untersuchung zu den Konstitutionsprinzipien der deutschen katholischen Kirche im 20. Jahrhundert. (= Praktische Theologie heute. Bd. 37), Stuttgart, Berlin, Köln 1998, 239 – 240.
- ²⁰ R. Bucher, Kirchenbildung in der Moderne, 261.
- ²¹ Zur besonderen Rolle der Pastoralreferent(inn)en innerhalb der kirchlichen Berufe sowie im Zueinander von Priester und Laie siehe: R. Bucher, G. Plank, Ungeliebte Kinder, überlastete Lieblingssöhne und weit entfernte Verwandte. Warum hat die Kirche Probleme mit ihrer professionellen Struktur?, in: R. Bucher (Hg.), Die Provokation der Krise. Zwölf Fragen und Antworten zur Lage der Kirche. Würzburg 2004, 45 – 62.
- ²² Siehe dazu: LaientheologInnen in kirchlichen Berufen. Abschlussmemorandum des Symposiums in Wien (Institut für Praktische Theologie, 8. / 9. März 2007), in: Lebendige Seelsorge 4 / 2007, 214 – 219, bes. 215 – 217.
- ²³ P. M. Zulehner, Qualität und Farbe. Zum Ort der Pastoralreferenten in der Kirche, in: Lebendige Seelsorge 4 / 2007, 210 – 213. Siehe ebenfalls: P. M. Zulehner, K. Renner, Ortssuche. Umfrage unter Pastoralreferent(inn)en und Pastoralreferenten im deutschsprachigen Raum. Ostfildern 2006.

„Dem Leben auf der Spur“ – Schöpfungspfad im Nationalpark Eifel

Ein Praxisbericht

Zum Jahresbeginn 2004 wurde der Nationalpark Eifel eröffnet. Sechs Jahre später ist die Entwicklung dieses ersten Nationalparks in NRW deutlich vorangeschritten: Nationalparkplan und Wegeplan sind verabschiedet, Nationalparktore und Infopunkte entstanden, Thementouren wurden entwickelt, die Gastronomie der Eifel eingebunden u.v.a.m. Von der Planungszeit an engagierten sich in diesem Prozess auch unterschiedliche Gruppen, Einzelpersonen, Initiativen und Ebenen beider christlicher Konfessionen. Im Herbst 2002 gründete sich das Netzwerk „Kirche im Nationalpark“, um die kirchliche Arbeit zu koordinieren, Informationen auszutauschen, die ökumenische Zusammenarbeit zu fördern und gemeinsame Positionierungen in Grundsatzfragen zum Nationalpark und zur darin gelegenen ehemaligen nationalsozialistischen Ordensburg Vogelsang zu erarbeiten. Das gemeinsame Engagement steht unter dem Leitbild des Konziliaren Prozesses für „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“. Damit bringen die Kirchen eine spezifisch christliche Sichtweise des Nationalparks und Vogelsangs ein.

Eine Idee setzt sich durch

Seit den Anfängen des Netzwerks gab es die Idee und den Wunsch, einen spirituellen Zugang zur einmaligen Landschaft und

Natur des entstehenden Nationalparks zu schaffen. Ein erster Entwurf, als „Franziskusweg“ am „Sonnengesang“ des Franz von Assisi orientiert, ließ sich nicht mit der Errichtung von besonderen Naturschutzzonen und der damit verbundenen Wegeplanung vereinbaren.

Nach einer Neukonstituierung des Arbeitskreises und in enger Zusammenarbeit mit dem Nationalparkforstamt erfolgte unter dem Motto „Dem Leben auf der Spur“ die Entwicklung eines „Schöpfungspfad“. Schwierig blieb die Wegführung: Zwei weitere Wegideen wurden geprüft, bevor die vierte Wegvariante schließlich zum Ziel führte. Der lange Atem hatte sich bewährt: Am Samstag, den 27. Juni 2008 konnte der Schöpfungspfad in einer ökumenischen Feier und gemeinsamen Begehung mit Weihbischof Dr. Bündgens und dem evangelischen Sprecher des Netzwerkes, Pfarrer Uhde, eröffnet werden. Ca. hundert Gäste waren der Einladung des Netzwerkes und des Nationalparkforstamtes gefolgt und erlebten einen wunderschönen Weg durch eine vielfältige Natur und abwechslungsreiche Landschaft.

Vier Zugänge

Der Schöpfungspfad will zur Achtsamkeit für das Leben sensibilisieren und zur Bewahrung der Schöpfung einladen. Diese Zielsetzung trifft sich mit der Aufgabe von Nationalparks, Naturlandschaften für kommende Generationen zu erhalten. Während der Planung wurde schnell klar, dass ein „Schöpfungspfad“ in einem Nationalpark eine „offene“ und einladende Konzeption nötig macht, die sich nicht nur an kirchlich oder dezidiert religiös Interessierte richten sollte. Teile des Pfades verlaufen entlang eines so genannten „Wildnis-Trails“ und sprechen bereits dadurch ggf. Wandernde an, die keinen christlich geprägten spirituellen Zugang zur Natur haben und diese nicht als Schöpfung verstehen.

Juden und Jüdinnen sowie Moslems und Muslimas finden auf der Eröffnungstafel in

Zitaten aus der hebräischen Bibel und den erläuternden Texten des Begleitheftes (s.u.) Zugänge Ihres Glaubens bzw. Verweise auf die Gemeinsamkeiten des Schöpfungsglaubens der abrahamitischen Religionen. Dass der christliche Glaube Ausgangs- und Bezugspunkt des Pfades ist, ist deutlich erkennbar. Auf die Trägerschaft der im Netzwerk engagierten katholischen und evangelischen Kirche wird eindeutig hingewiesen.

Vor diesem Hintergrund bietet der Schöpfungspfad vier inhaltliche Zugänge an, dem je persönlichen Leben auf der Spur zu bleiben:

1. Die Natur selbst spricht uns an. Die Stationen greifen thematisch markante Punkte der vielfältigen und abwechslungsreichen Natur und Landschaft des Pfades auf.

2. Literarische Texte laden dazu ein, die Schönheit der Natur wahrzunehmen und zu genießen. Die Initiator(inn)en gehen davon aus, dass eine Haltung der Achtsamkeit die Voraussetzung dafür ist, dass Menschen sich für die „Bewahrung“ der Natur einsetzen.

3. In der Sicht des Glaubens ist die Natur „Schöpfung“, Geschenk Gottes. Die Bibel bezeugt das in zahlreichen Versen. Für viele Menschen ist die Natur daher auch ein Ort der Gottesbegegnung. Diese Perspektive will der Schöpfungspfad u.a. mit den biblischen Zitaten an jeder Station eröffnen.

4. Wir Menschen sind Teil der Natur, hinein genommen in ihren Rhythmus, in Werden und Vergehen – und in die Verantwortung für die aus christlicher, jüdischer und islamischer Sicht uns nur geborgte Schöpfung.

Zehn Stationen

Mehrfache Begehungen aller ins Auge gefassten Wege und schließlich des gewählten Pfades dienten der Wahrnehmung und Identifizierung von in der Natur „gegebenen“ Themen. So brachte uns die Wanderung durch eine Fichtenkultur über die Stichworte „Eintönigkeit“ und „Monotonie“ zur Themenwahl „Mono – Kultur“. Diese Station kontrastiert mit der Station „Vielfalt“: ein Ort mit Bachlauf und abwechslungsreicher Vegetation an der Grenze zwischen Nadel

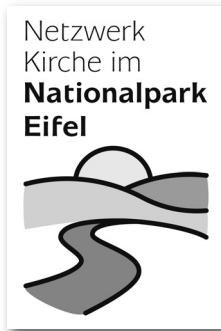
und Laub/Mischwald. Eine Besonderheit stellt die Station „Labyrinth“ dar. Ein anderer Arbeitskreis des Netzwerkes hatte sich lange Zeit für die Errichtung eines Labyrinths im Nationalpark stark gemacht. Im Jahr 2006 wurden beide Anliegen miteinander verbunden. Ein geeigneter Platz zur Anlage eines Labyrinths spielte daher bereits bei der Auswahl der Wege eine Rolle.

Am Beginn des Pfades erläutert eine „Eingangstafel“ das Projekt und enthält eine Wegbeschreibung samt Skizze. Das Begleitheft „Dem Leben auf der Spur“ wird in einer Box kostenlos angeboten. Der Schöpfungspfad erstreckt sich über die folgenden zehn Stationen: Achtsamkeit – Mono-Kultur – Vielfalt – Werden und Vergehen – Hindernis und Schutz – Zwischen Erde und Himmel – Dunkelheit und Licht – Ruhezeit – Weg zur Mitte – Verantwortung. Auf drehbaren Tafeln bieten an den Stationen je ein literarischer Text und ein biblischer Vers Anregungen zum Nachdenken und Meditieren.

Das Material

Die Werkstatt des Nationalparkforstamtes fertigte die Eingangstafel, Hinweisschilder sowie die Klapptafeln, die mit den aufgedruckten Texten versehen wurden. Eine Wegbegehung diente der Markierung der Aufstellungsorte. Die Tafeln wurden einbetoniert, wobei alle Materialien getragen werden mussten, da zu den meisten Stationen eine Autoanfahrt nicht möglich ist. Die Stationen und die Wegführung wurden für das Kartenmaterial des Nationalparks per GPS „vermessen“. Als Material für das Labyrinth wurde Grauwacke gewählt, eine Gesteinsart der Region. Das Labyrinth befindet sich auf einer Hochfläche. Die Wiese wurde gemäht. Eine ehrenamtliche Mitarbeiterin des AKs legte mit Sägespänen zunächst die „Spur“, in diesem Fall die kretische Form des Labyrinthes mit sieben Umgängen. Mitarbeiter des „Wegesicherungstrupps“ legten dann Stein für Stein den „Weg zur Mitte“. Als Symbol für den

Schöpfungspfad wurde ein Pictogramm entworfen, das zur Wiedererkennung auf den Hinweisschildern, Stationentafeln und in allen Publikationen verwendet wird.



Das Begleitheft

Das Begleitheft bietet auf je zwei gegenüberliegenden Seiten ein „thematisches“ Foto der jeweiligen Station, die beiden Texte der Stationentafeln sowie einen kurzen erläuternden Text zum Thema der Station, z. T. ergänzt durch einen vertiefenden literarischen Text. Die erläuternden Texte leisten den Bezug zur vorgefundenen Natur und den Übertrag auf die menschliche Lebenssituationen und deren religiöse Deutung. Die gemeinsame Textauswahl und vor allem -begrenzung waren hier die schwierigsten Aufgaben des Redaktionsteams. Die Grußworte des Bischofs von Aachen, Dr. Heinrich Mussinghoff, des Superintendenten des Evangelischen Kirchenkreises Aachen, Pfarrer Hans-Peter Bruckhoff, und des Leiters des Nationalparkforstamtes, Henning Walter, sowie Informationen zum Netzwerk „Kirche im Nationalpark“ komplettieren die Broschüre.

Die Eröffnung

Ca 100 Gäste fanden sich am Ausgangsort zur ökumenischen Feier ein. Eine besondere Atmosphäre entstand durch Harfenmusik am dafür ungewohnten Ort mitten im Wald. Wie ein langer Bandwurm zog die große Gruppe dann gemeinsam entlang des Pfades. Mitglieder des Arbeitskreises und

Ehrengäste verlasen an den einzelnen Stationen die jeweiligen Texte. Es war für alle eine bewegende Erfahrung, dass trotz der vielen Menschen eine meditative Atmosphäre und Stille entstand. Dazu gehörte auch das spontane gemeinsame Singen eines passenden Liedes an der Station „Ruhezeit“. Stellvertretend für die Gruppe und begleitet von den Klängen einer Ocean-Drum beging eine Mitarbeiterin des Arbeitskreises als Erste das Labyrinth.

Auf der Hochfläche fand dann auch die Abschlussfeier mit Segen, Dankesworten und gemeinsame Imbiss aus Eifeler Brot, Käse und Wasser statt.

Kooperationserfahrungen

Nach dem „Aus“ für den „Franziskusweg“ war allen Beteiligten klar, dass die zukünftige Planung von Anfang an eine gemeinsame von Netzwerk und Nationalparkforstamt sein sollte. Ein Dezernent des Forstamtes war ständiges Mitglied des AK. In regelmäßigen Abständen nahm auch der Leiter des Forstamtes an den Treffen teil. Ggf. wurden Fachkräfte hinzugezogen, z.B. als die Notwendigkeit entstand, einen „Wildschweinzäun“ entlang einer Teilstrecke zu errichten.

Bei grundsätzlicher Offenheit und auch Eigeninteresse am Projekt gab es zunächst auf Seiten des Forstamtes auch vorsichtige Skepsis, z.B. Befürchtungen, der Weg könne „zu fromm“ werden. Verantwortliche für den z.T. parallel laufenden Wildnistrail warnten vor „Pilgerbussen“, die die Atmosphäre der „Wildnis“ konterkarieren könnten. Zahlreiche Gespräche und die Erfahrung der gemeinsamen Arbeit erwiesen sich als vertrauensbildend und schließlich zielführend, bis hin zur Frage der anteiligen Finanzierung. Die Bestückung der Boxen mit den Begleitheften wird von den Rangern des Forstamtes übernommen, ebenso wie die regelmäßige Verteilung des Infoflyers an die NP-Tore und -Infopunkte über das Forstamt. Inhaltlich bleibt das Netzwerk verantwortlich für den Pfad, beson-

ders für die Begleit- und Informationsmaterialien. Die Homepages beider Organisationen sind verlinkt.

Fazit

Die ersten Rückmeldungen zum Projekt – oft per Mail – sind durchweg positiv: Idee, Wegführung, Konzeption und Begleitmaterial werden gelobt. Ein Wehrmutstropfen bleibt die mangelnde Barrierefreiheit für Rollstühle und Kinderwagen. Aber angesichts der Vorgabe, einen Weg zu finden, der unter Naturschutzgesichtspunkten zugleich attraktiv und „unbedenklich“ ist, erwies sich eine Barrierefreiheit, die in den drei ersten Wegplanungen noch vorgesehen war, als nicht realisierbar. Die Mittelgebirgslandschaft und die durch Geländegegebenheiten oft enge Wegführung ließen keine zusätzlich Erstellung von Serpentinwegen in für Rollstühle vorgeschriebener Steigung zu.

Auch für die Autorin mit langjähriger Projekterfahrung war die Entwicklung des Schöpfungspfades eine faszinierende Arbeit. Die Kooperation mit den so anderen Arbeitsfeldern des Nationalparkforstamtes war spannend und hat viel Spaß gemacht – trotz aller Wegfindungsprobleme, „Behördenverfahren“ mit dem Nationalparkforstamt im „Landesbetrieb Holz NRW“ oder strömenden Regens beim Ortstermin für die Auswahl der Steine des Labyrinths. Umgekehrt wurden auch die Mitarbeiter des Forstamtes mit Themen konfrontiert, die nicht üblicherweise auf ihrer Tagesordnung stehen. So ergaben sich zahlreiche Gespräche zu persönlichen Kirchenerfahrungen und zu „unseren“ religiösen Themen. Es zeigte sich wieder einmal deutlich, dass Menschen, die nicht (mehr) regelmäßigen Kontakt zur katholischen Kirche haben, religiös oft sehr viel traditioneller denken und empfinden als kirchlich engagierte Ehrenamtliche oder gar Hauptamtliche. Der Wunsch nach Heiligenbildern im Begleitheft steht hier stellvertretend. Gleichzeitig war offensichtlich, wie

wichtig „Naturspiritualitäten“ unterschiedlichster Ausprägungen für alle „Waldarbeiter(innen)“ sind.

Katholische und evangelische Kirche haben in diesem Projekt erfolgreich mit einer öffentlichen Institution kooperiert. Sie haben in ökumenischer Verbundenheit konsequent das gemeinsame „Thema“ mit dem Nationalparkforstamt bearbeitet: Freude an und Sorge um die Natur – auf dem Schöpfungspfad explizit gedeutet als Schöpfung. Der Schöpfungspfad ist ein missionarisches Projekt. Er ist „begehbare“ Verkündigung – lange vor den Heiligen Schriften hat Gott durch die Schöpfung zu den Menschen gesprochen. Und der Schöpfungspfad ist Diakonie, will er doch im Dienst am „Leben in Fülle“ (Joh 10, 10) derer stehen, die ihn begehen und sich berühren lassen von der Schöpfung und der darin aufscheinenden Liebe und Fürsorge Gottes gegenüber allen seinen Geschöpfen.

Literatur

Medard Kehl: Und Gott sah, dass es gut war. Eine Theologie der Schöpfung. Freiburg 2006.

Markus Vogt: Prinzip Nachhaltigkeit. Ein Entwurf aus theologisch-ethischer Perspektive. München 2009.

Karl Bopp: Nachhaltigkeit und Pastoral. Entwurf einer ökologischen Pastoral. München 2009.

Der Klimawandel: Brennpunkt globaler, intergenerationeller und ökologischer Gerechtigkeit (Die deutschen Bischöfe, Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen / Kommission Weltkirche) Bonn 2006.

Schöpfungsverantwortung wahrnehmen – jetzt handeln! Für einen nationalen und internationalen Klimaschutz. Erklärung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Bonn 2008.

Projektinformationen:

www.kirche-im-nationalpark.de
www.nationalpark-eifel.de

„Gönne dich dir selbst“

Diese Aufforderung ergeht an uns aus dem Munde des großen christlichen Mystikers, des heiligen Bernhard von Clairvaux. Er fügt aber sogleich hinzu: nicht immer, aber von Zeit zu Zeit. Normalerweise erwarten wir von einem Mystiker, dass er von uns verlangt, von uns selbst abzusehen und uns dem Nächsten und Gott zu übergeben. Nur so könne die „unio mystica“, die Vereinigung mit Gott, gelingen.

Verdächtigungen der Selbstliebe

Die christliche Aszetik der Vergangenheit stand ganz im Zeichen der Gottes- und Nächstenliebe, so dass für das eigene Selbst kein Platz mehr übrig blieb. Eine mir gut bekannte, liebenswürdige Ordensschwester lebte nach der Devise: Anderen stets Gutes tun, sich selbst aber gönnte sie sich nichts. Und so wie sie dachten auch ihre Mitschwester. So waren sie Jahrhunderte lang erzogen worden. Nach einer Predigt über die Selbstliebe kam ein 80-jähriger Akademiker auf mich zu und gestand. „Was Sie da heute gesagt haben, das habe ich noch nie gehört. Das war für mich ganz neu.“ Kein Prediger hatte es gewagt, auf die gebotene Selbstliebe hinzuweisen. Die Rede von der Selbstliebe gerät allzu leicht in den Verdacht, hier werde dem sündhaften Egoismus, der Ich-Verliebtheit das Wort geredet, und die steht nicht in Übereinstimmung mit der Botschaft Jesu.

Die Verurteilung der Selbstliebe ist aber nicht nur auf den kirchlichen Raum be-

schränkt, sie begegnet uns auch in der älteren Psychoanalyse. Sigmund Freud versteht sie als Vorstufe einer reiferen Objektliebe. Bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts wurde in der Psychoanalyse in seinem Gefolge die Selbstliebe im pathologischen Sinn als „narzistisch“ angesehen.

Ein Plädoyer für die Selbstliebe

Ganz anders dagegen der Regisseur Christoph Schlingensief, dem wir ein eindrucksvolles, bewegendes Tagebuch seiner Krebserkrankung verdanken, das auch unter religiösem Blickwinkel lesenswert ist. Darin schreibt er: „Die Liebe Gottes manifestiert sich vor allem in der Liebe zu uns selbst. In der Fähigkeit, sich selbst in seiner Eigenart lieben zu dürfen, und nicht nur in dem, was wir uns ständig an- und umhängen, um uns zu beweisen, dass wir wertvoll, klug, hübsch, erfolgreich sind. Nein! Wir sind ganz einfach wunderbar. Also lieben wir uns auch mal selbst. Gott kann nichts Besseres passieren.“ Erstaunliche Worte aus dem Munde eines Regisseurs, der sonst für seine Provokationen bekannt ist. Dabei kann er sich auf Jesus selbst berufen, der uns nicht nur gebietet, Gott und den Nächsten zu lieben, sondern auch uns selbst. Wir reduzieren die Rede Jesu über das Liebesgebot auf Gott und den Nächsten. Das kommt schon in der Formulierung vom Doppelgebot der Liebe zum Ausdruck. Jesus fordert von uns: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit allen deinen Gedanken. Das ist das größte und erste Gebot. Das zweite ist ihm gleich: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ (Mt 22, 37–39). Jesus hatte kein Problem, ein Plädoyer für die Selbstliebe abzugeben. Dabei wandelte er in der Spur der alttestamentlichen Tradition. Im Buch Levitikus heißt es: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Ich bin der Herr“ (Lev 19, 18).

Von der Schwierigkeit der Selbstliebe

Wir können nicht leugnen: Es fällt uns schwer, so unbefangen uns selbst zu lieben; denn so toll, so wunderbar sind wir nun doch nicht, zumindest empfinden wir uns nicht so. Wir alle leiden, wenn wir ehrlich sind, unter unseren Unzulänglichkeiten und Schwächen. Wir schauen neidisch auf andere Menschen, die scheinbar müheloser und unbeschwerter durchs Leben schreiten, die erfolgreicher und anerkannter sind als wir, denen alles so leicht fällt, während wir uns abplagen müssen, ohne große Erfolge zu erzielen. An ihnen nehmen wir Maß, statt mit dem Regisseur Schlingensiefel zu sagen: „Ich bin der, der ich bin.“ Ich bin nun einmal so und nicht anders, und dazu gehören auch meine Ecken und Kanten, meine Unarten und Fehler. Dazu sollten wir uns ehrlich bekennen und nicht nach Perfektion streben, die doch unerreichbar ist. Wir sollen uns annehmen, so wie Gott uns erschaffen hat.

Von Romano Guardini stammt die kleine, überaus gedankenreiche Schrift aus dem Jahre 1936 mit dem programmatischen Titel „Die Annahme meiner selbst“. Ihre Neuauflage im Jahre 2008 erweist ihre ungebrochene Aktualität. Darin heißt es: „An der Wurzel von allem liegt der Akt, durch den ich mich selbst annehme. Ich soll damit einverstanden sein, der zu sein, der ich bin. Einverstanden, die Eigenschaften zu haben, die ich habe. Einverstanden, in den Grenzen zu stehen, die mir gezogen sind.“ Zu diesen Grenzen unserer menschlichen Existenz gehört auch das Leid, das uns widerfährt und dem wir oft machtlos gegenüberstehen.

Selbstliebe und Leid

Aber das Leid ist der große Störenfried in einer Gesellschaft, deren Menschen immer okay sein wollen, deren oberster Grundsatz lautet: Habe Spaß am Leben, genieße es, bis es mit dem Tod endgültig aus ist.

Schlingensiefel denkt angesichts seiner Krebserkrankung viel über das Leid nach in einer Gesellschaft, für die das Leid „ein fremder Begriff“ geworden ist. Er tut es aber nicht in der heute weit verbreiteten larmoyanten Weise. Im Gegenteil, er entdeckt die produktive Kraft, die im Leid vorhanden ist. „Wer sich einmal anstrengt, solches (erg. Leiden) wahrzunehmen, der sieht im Leiden ständig eine Quelle der Erneuerung. Es ist eine Quelle von kostbarer Substanz, die das Leiden in die Welt entlässt. Da sieht man, es ist wohl eine unsichtbar-sichtbare sakramentale Substanz.“ Die produktive Kraft des Leidens kann man eindrucksvoll an so mancher Persönlichkeit ablesen, die sich nicht einfach dem Leiden stoisch ergeben, sondern es verwandelt hat. Eine solche Persönlichkeit kann man in der Amerikanerin Helen Keller (1880–1968) erblicken, die bereits mit 19 Monaten Augenlicht und Gehör verlor, was sie aber nicht daran hinderte, sich engagiert als Sozialreformerin für Taubblinde einzusetzen und einige autobiographische Schriften zu veröffentlichen. Ich will damit keineswegs das Leiden verharmlosen oder gar glorifizieren. Ich habe großen Respekt vor den Menschen, die nicht mehr weiter können und am unsäglichen Leid zerbrochen sind. Aber der Blick sollte einmal auf die andere Seite des Leidens gelenkt werden, das im Menschen ungeahnte Kräfte entbinden kann. Zu unserer Begrenztheit gehört auch die Erfahrung, dass unser ganzes Dasein letztlich ein verdanktes ist, dass wir nicht unser eigener Schöpfer sind, dass wir damit auch nicht über Anfang und Ende unseres Daseins verfügen können, wie dies heute von vielen angestrebt wird.

Der archimedische Punkt

Warum aber sind wir liebenswürdig, warum eignet uns eine große Würde als menschliche Wesen? Gott, der die Liebe schlechthin ist, hat uns mit seiner Liebe und Zuneigung beschenkt und uns dadurch einen einmaligen Wert verliehen. So heißt

es beim Propheten Jesaja: „Fürchte dich nicht, so spricht der Herr, der dich geschaffen hat... Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich beim Namen gerufen, du gehörst mir“ (Jes 43, 1b). Gott hat uns bei unserem Namen gerufen, wir haben jeder einen besonderen Namen bei Gott, der uns zu einem einmaligen, unverwechselbaren Wesen macht. Keiner gleicht dem anderen, jeder ist ein Original. Weil uns das liebende Ja Gottes umfängt, und er vorbehaltlos Ja zu uns sagt, dürfen wir uns auch selbst lieben, dürfen wir uns annehmen, so wie Gott uns gewollt hat. Dabei ist das „Zuerst“ der Liebe Gottes zu betonen, worauf Papst Benedikt XVI. in seiner Enzyklika „Deus Caritas Est“ (Nr. 1, 14, 17 und 18) nachdrücklich hinweist. Das alles hat mit Ich-Liebe nichts zu tun, denn diese kreist um das eigene Ego und ist nicht bereit, sich auf den anderen hin zu öffnen. Dagegen ist die Selbstliebe offen für das Du und Wir und für das göttliche Du. Nur wo einer von seinem Selbstwert überzeugt ist, kann er auf andere zugehen, kann er Fremdes an sich heranlassen, kann er vorbehaltlos für den anderen da sein. So gibt es einen Kreislauf der Liebe, der das Selbst, den Nächsten und Gott einschließt. Sie bedingen sich gegenseitig und dürfen nicht voneinander getrennt werden. Während unter einem entwicklungspsychologischen Gesichtspunkt der Selbstliebe ein Vorrang zukommt, weil sie die Voraussetzung für die Nächstenliebe ist, erweist sich unter einem theologischem Aspekt die Gottesliebe als der archimedische Punkt, ohne sie ist Nächsten- und Selbstliebe nicht lebensfähig. Sie empfangen von der Gottesliebe erst ihre Kraft. Jesus hat nicht ohne Grund die Gottesliebe als erstes Gebot hervorgehoben, dem alle anderen nachgeordnet sind, sie sind zwar gleichwertig, aber nicht von gleichem Rang.

Manfred Glombik

Den Menschen Recht verschaffen

**Zum Tode von Bischof Dr. Josef
Homeyer**

Bischof em. Dr. Josef Homeyer, am 1. August 1929 in Harsewinkel bei Münster als Bauernsohn geboren, am 11. Februar 1958 in Münster zum Priester geweiht, zum 69. Bischof von Hildesheim am 13. November 1983 von Joseph Kardinal Höffner geweiht und zum 31. August 2004 entpflichtet, ist am 30. März 2010 im Alter von 80 Jahren in Hildesheim verstorben.

Passend zum Evangelium des 2. Sonntag in der Osterzeit ziert das Deckblatt des Exequienheftes für Bischof Josef am 10. April 2010 in der Basilika St. Godehard in Hildesheim das Bild des ungläubigen Thomas aus dem Albani-Psalter, einer englischen Prachthandschrift des 12. Jahrhunderts im Domschatz zu Hildesheim. Die Szene kombiniert zwei Episoden: Christus zeigt den Aposteln seine Wundmale und sein späteres Zusammentreffen mit dem zweifelnden Thomas. In dem Andachtsbildchen zur Bischofsweihe von Dr. Homeyer heißt es bereits 1983 dazu: „Dann sagte er zu ihnen: Geht in die ganze Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen! Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden ...“.

Tüchtigkeit, Redlichkeit, Treue und Selbstdisziplin vermittelte mir der Verstorbene in seiner Seelsorge, seinen Veröffentlichungen und seinen persönlichen Schreiben zu sozialen Themen in Staat und Kirche. Hier sei nur das „Gemeinsame Wort der evangelischen und katholischen Kirche: Für eine Zukunft in Solidarität und

Gerechtigkeit“ aus dem Jahr 1997 erwähnt. Die katholische Soziallehre mit der Grundidee der Subsidiarität entwickelte er u. a. in seinem Buch „Aufbruch zu neuer Gemeinschaft“ weiter, das der Bischof mit seinem Wahlspruch zur Bischofsweihe „In Mundum Universum“ auf jede Gemeinschaft und jede Gesellschaft anwendete.

Seine pastorale Kreativität, seine soziale Sensibilität, seine Spiritualität, seine Offenheit für die Kunst, seine Impulse für die Politik (die bischöfliche Stiftung „Gemeinsam für das Leben“ [s. dazu R. Regenhardt, Die Sprache der Hände, in: Pbl 5/2010, 155–158] und der „Bernward Hilfsfonds“ für sozialschwache Familien) und seine Offensive für die Jugend und die Menschen in Osteuropa (hier u. a. das Hilfswerk „Renovabis“) erweisen ihn als Beispiel eines aufmerksamen Zeitgenossen und couragierten Kirchenmannes.

Mit seinem absoluten Respekt vor der Menschenwürde leistete Bischof Homeyer seinen wertvollsten Beitrag zur moralischen Gestaltung der gesellschaftlichen Wirklichkeit in Deutschland: „Der Herr stand ihnen bei und bekräftigte die Verkündigung durch die Zeichen, die er geschehen ließ“, ist der Schlusssatz in dem Andachtsbildchen zur Bischofsweihe.

Bischof Josef wurde fast neben dem Grab des Seligen Bischofs Bernhard I. (1130 – 1153), dem 21. Bischof von Hildesheim, in St. Godehard unter der Statue dieses Heiligen und 14. Bischofs von Hildesheim (1022 – 1038) bestattet. Nach der Renovierung des Domes wird er in die dortige Bischofsgruft im Jahr 2014 überführt.

Das Bischofsbild von Dr. Josef Homeyer ist so zu einem Symbol für soziale Gerechtigkeit und soziale Liebe geworden. Sein kirchengeschichtliches Verdienst ist es, die Soziallehre der Kirche überzeugend vom Einsatz für die Mitmenschen geprägt zu haben.

Leserbriefe

Zu Martin Lätzel

„Kirchenmanagement – ein neues Postulat“ (Heft 2/2010, S. 40 - 47):

Einige unzeitgemäße Sticheleien

Die pastoral-soziologischen Artikel im Pastoralblatt lese ich, vorkonziliar 1957 geweihter Priester, immer mit Aufmerksamkeit und Ehrfurcht. Besonders beeindruckt hat mich der Beitrag im Pastoralblatt Februar 2010 über „Kirchenmanagement – ein neues Postulat“. Ich gebe zu, einen klassischen lateinischen Text verstehe ich leichter als diese für mich schwer verdaulichen Ausführungen. Da ich nicht rückständig und auf der Höhe der Zeit sein wollte, wandte ich mich in meiner Geistesnot an jüngere Mitbrüder. Sie antworteten mir fast einhellig: Solche Artikel verstehen wir auch nicht, oder: Wir lesen solche Artikel nicht, dafür haben wir keine Zeit.

Dann kam mir der entscheidende Trost aus dem Evangelium des 5. Sonntags im Jahreskreis: „Der reiche Fischfang“. In den Alltag der Seelsorger übersetzt: Jesus sagt: „Lasst mal schön alle euren klugen Pläne und Managereinsichten beiseite, wagt es trotz aller entgegenstehender Prognosen mit meinem Wort.“ Bischof Kamphaus nennt diese Situation die „Gnade des Nullpunktes“, in der man die Erfahrung machen kann, dass das Wort eines ganz Anderen trägt. Jeder Seelsorger wird bestätigt: Dieser „pastorale Jesu“ bewahrheitet sich immer wieder.

Ich lese: „Kirchenmanagement hat eine auxiliäre Funktion“. Das liest sich gut. Und dafür gibt es sogar eine biblische Grundlage: „Das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter“. Was ich dann an Eisegeese lese, ist schon erstaunlich. Das Gasthaus des Wirtes wird wie eine professionelle Klinik heutigen Standards beschrieben, wo der Samariter den Überfallenen ohne Bedenken einliefern kann. Dem Autor hat man wohl auf einer Israelreise das „Gasthaus zum Barmherzigen Samariter“

gezeigt, so dass er vergessen hat, dass es sich um ein Gleichnis handelt. Als zweiter Schritt wäre in „auxiliar Funktion“ zu fordern: mehr Polizei an die Straße, damit solche Überfälle ausbleiben.

Zu Bedenken bleibt noch: Der hochgelobte Samariter ist kein Insider, kein Kirchenmann. Kirchenmann ist der Priester, der zur Caritas-Sitzung eilt, Kirchenmann ist der Levit, der ins Seelsorgeamt muss, um der Sekretärin einen Artikel über Kirchenmanagement zu diktieren. (Man verzeihe mir die Eisegeese). Die Moral von der Geschichte heißt doch: Der Outsider reagiert auf die Not der Menschen draußen sensibler als die kirchlichen Insider. Der Outsider gibt den Überfallenen beim Wirt, wohl ein Insider, bei der Caritas ab. Einverstanden bin ich mit der Erkenntnis: Der Samariter handelt aus der Begegnung mit der augenblicklichen Not und findet eine praktische Lösung. Darin kann er wirklich Vorbild sein. Ob er einen Plan zum Management mit auxiliärer Funktion in der Tasche hatte, das bezweifle ich.

Natürlich halte ich kirchliche Sozialforschung nicht für überflüssig. Schließlich hat uns seinerzeit der Bonner Moraltheologe Werner Schöllgen die Grundbegriffe der Pastoralsoziologie – wir nannten sie danach Mätzchen – beigebracht.

Ich bewundere nur, mit welcher Innigkeit und gläubiger Bestimmtheit die Referenten ihre Ergebnisse vortragen. Ich fürchte, dass man der Kraft des Glaubens, der Berge versetzen kann, weniger vertraut.

*Pfarrer i.R. Winfried Odenwald,
58332 Schwelm*

Klaus Peter Dannecker; Alexander Saberschinsky: Neues Leben aus Wasser und Geist. Zur Vorbereitung der Kindertaufe. Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 2008. ISBN: 978-3-451-32304-1; 112 S.; 9,95 Euro.

Vielstimmig wird seit einiger Zeit ein im Schwinden begriffenes Wissen um liturgische Vollzüge – ihre konkrete Gestalt und Bedeutung – beklagt. Ein Feld, auf dem dieser die Liturgiefeier belastende Mangel oft deutlich hervortritt ist die Feier der Taufe. Hier Abhilfe zu schaffen, ist das Ziel, das sich die beiden Liturgiewissenschaftler Prof. Dr. Klaus Peter Dannecker (Trier) und Dr. Alexander Saberschinsky (Köln) mit ihrem Buch zur Vorbereitung der Kindertaufe nach dem neuen Rituale gesetzt haben. Die Verfasser (Vf.) sprechen Eltern und Paten gleichermaßen an, was bereits eingangs des Buches in persönlicher Anrede geschieht. Den Eltern soll das Buch „helfen, die Tauffeier gemeinsam mit ihrem Pfarrer oder Taufspender vorzubereiten und ein paar Hintergründe zu entdecken“ (S. 8); zugleich soll dadurch die Freude über das eigene Getauftsein vertieft werden. Den Paten möchte das Buch bei ihrer Wegbegleitung des Getauften Hilfen bieten. Missverständlich erscheint hier die Rede vom „Pfarrer oder Taufspender“. Ist der Pfarrer nicht auch „Taufspender“? Überhaupt sollte wohl nicht mehr vom „Taufspender“ im Spender-Empfänger-Schema gesprochen werden, da so die Auffassung von Gott als alleinigem Spender der Sakramente sowie der Feiercharakter verunklart werden. So wäre besser, vom Vorsteher der Feier – Priester oder Diakon – zu reden.

Vf. gliedern ihre Ausführungen in drei Teile. Der 1. Teil ist mit „Hintergründe: Kennenlernen – Verstehen“ überschrieben (S. 11-17). Ausgehend von der Tauffeier werden grundlegende Aspekte des christlichen Taufverständnisses erschlossen. Vf. deuten das Taufsakrament als Feier der „Liebe Gottes zu uns Menschen“ (S. 13) in vierfacher Weise: „Gotteskindschaft als Gabe des Geistes“, „Eingliederung in den Leib Christi, die Kirche“, „Teilhabe an Tod und Auferstehung Christi“ und „Vergebung der Sünden“. Anhand dieser theologischen Grundlinien führen Vf. in die Bedeutung der Taufe ein. Dabei gehen sie konsequent von Texten und Handlungen der Tauffeier aus. Dieser Ansatz verdeutlicht, dass die Liturgie Glaubensfeier ist, der Glaube in der Feier sinnfällig zum Ausdruck kommt. So führt gleich der 1. Teil des Buches im Verstehen der theologischen Hintergründe in die liturgische Feier selbst ein und bleibt nicht außen vor. „Taufe: Vorbereiten –

Begreifen“ ist der Titel des 2. und umfangreichsten Teils des Buches (S. 19-83). Ziel ist es, die Feier der Taufe darzustellen und ihren tieferen Sinn zu erschließen. Als bedeutsam in den zu Beginn gebotenen grundsätzlichen Bemerkungen (S. 21) muss festgehalten werden, dass Vf. ausdrücklich auf die Taufe innerhalb einer Messfeier hinweisen, da auf diese Weise der Bezug zur Gemeinschaft der Kirche besonders deutliche Gestalt gewinnt. Auch findet sich dort die durch das neue Rituale der Kindertaufe eröffnete Möglichkeit der „Feier der Kindertaufe in zwei Stufen“ eigens hervorgehoben. Nach diesen Grundlagen fährt der 2. Teil des Buches fort mit einem Überblick über den Aufbau der Feier der Kindertaufe. Anschließend wird diese Element für Element dargeboten. Dabei ist der Text dadurch sehr übersichtlich und dem Verstehen dienend gestaltet, dass die linke Seite die liturgischen Texte und Handlungen anführt, während die rechte Seite Hinweise gibt, welche die Zeichen und Worte der Tauffeier deuten. So geht es nicht einfach um Informationen zum Gottesdienstablauf, vielmehr soll „aufscheinen [...], wie unser Glaube hier konkret zum Ausdruck kommt“ (S. 22). In ansprechendem Layout hält die rechte Seite des Textes auch „kurze Hinweise mit konkreten Gestaltungsvorschlägen auf ‚Notizzetteln‘“ (S. 22) bereit. Letztere ziehen neben Verweisen auf biblische Texte vor allem Liedvorschläge heran. Auf diese Art wird zuerst die Feier der Kindertaufe (S. 23-61) und anschließend die Feier der Kindertaufe in zwei Stufen – „A. Die Feier zur Eröffnung des Weges zur Taufe“ und „B. Die Feier der Taufe außerhalb der Feier der heiligen Messe“ – dargestellt und erläutert (S. 62–83). Zahlreiche Fotos geben zu einzelnen Handlungen der Tauffeier einen visuellen Eindruck. Allerdings muss festgestellt werden, dass die Abbildungen von mäßiger Druckqualität sind. Zudem handelt es sich um Schwarzweiß-Fotos, was den heute vorherrschenden Sehgewohnheiten entgegen läuft, da doch schon jeder Werbeprospekt selbstverständlich mit farbigen Hochglanzbildern aufwartet. Diese visuelle Einbuße ist aber wohl den niedrig zu haltenden Herstellungskosten gezollt. Der 3. und abschließende Teil des Buches „Materialien: Suchen – Finden“ (S. 85–111) bietet eine Auswahl von Schrifttexten zur Tauffeier wie zur Feier der Eröffnung des Weges, Liedvorschläge, exemplarische Fürbitten – wieder zur Tauffeier wie zur Feier der Eröffnung des Weges –, sodann „Biblische Worte zur Taufe“ im Sinne eines Taufspruchs und ein „Gebet der Eltern für ihr Kind“. Sehr hilfreich ist die angeführte „Checkliste“ zur Tauffeier (S. 104–105), wo zu den einzelnen Elementen der Feier in einer Spalte Text- bzw. Liedeintragen vorgenommen werden können und in einer weiteren die jeweils Verantwortlichen – Zelebrant, Eltern, Paten, Alle – benannt sind. „Lese- und Literaturhinweise“ (S. 106–107) sowie ein Begriffe erläuterndes „Glossar“ (S. 108–111) beschließen den 3. Teil des Buches.

Insgesamt betrachtet ist es den Vf. gelungen, mit ihrer Publikation ein sehr hilfreiches Instrument zur Vorbereitung und zum Verständnis der Tauffeier vorzulegen. Die Feier der Taufe selbst als Vollzug des Glaubens bildet das Zentrum, von dem aus Wege unternommen werden, Sinngehalt und Feiargestalt dieser Liturgie zu erschließen. Gleichermaßen finden sich heute zu stellende liturgietheologische Anforderungen wie liturgisch-praktische Interessen der lebendigen Gestaltung der Tauffeier ausgewogen berücksichtigt. So ist diese Publikation unbedingt all denen zu empfehlen, die in der Taufvorbereitung und der Feier der Taufe selbst Verantwortung tragen, die sich um eine gute Liturgiefeier mühen – in Treue zu Gott und den Menschen. Unbedingt festzuhalten ist dabei aber, dass dieses Buch – wie Vf. im Vorwort betont – die gemeinsame Vorbereitung mit dem Taufenden erfordert. Ansonsten wären wohl so manche Taufeltern und Paten, die zunehmend der Liturgie der Kirche fern stehen, überfordert. So bleibt noch mancher Erklärungsbedarf, manches Zugehen auf unbekanntes Gebiet, das jedoch als gemeinsamer Weg unter Zuhilfenahme der hier vorgestellten Publikation große Chancen liturgischer Bildung wie liturgischen Feierns birgt.

Reinhold Malcherek

Michael Theobald: Das Evangelium nach Johannes. Kapitel 1–12 (Regensburger Neues Testament) Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2009. 904 S., 54 Euro; ISBN 978-3-7917-2062-3.

Mitte des zweiten Jahrhunderts wurde diese Schrift in Rom noch als „gnostische Fälschung“ gebrandmarkt. Doch schon wenige Jahre später nahm die Wertschätzung des Johannesevangeliums einen steilen Aufstieg. Seine tiefgründige Reflexion über das Geheimnis der Person Jesu hat die theologische Spekulation zu allen Zeiten inspiriert. Doch was aus der Perspektive der christologischen Bekenntnisbildung an seiner Darstellung faszinieren mag, das ruft auch um so heftiger die Kritik auf den Plan: Wenn derart exklusiv wie bei Johannes das göttliche Wesen des Offenbarers herausgestellt wird, bleibt da nicht der historische Mensch Jesus von Nazareth auf der Strecke? Die hier verkündete Wahrheit scheint viel zu abgehoben von der Wirklichkeit, um sie auch erlösen zu können.

Der Tübinger Neutestamentler Michael Theobald nimmt diesen Einwand sehr ernst und stellt sich mit seinem Kommentar programmatisch der „Aufgabe, das Buch sozusagen zu 'erden'. Es ist nicht vom Himmel gefallen, sondern hat seine Geschichte“ (13). Seine Auslegung ist von der Überzeugung

getragen: Wer das Johannesevangelium wirklich verstehen will, kann es nicht allein als ein Stück theologischer Weltliteratur lesen, sondern muss auch seine an den Nahtstellen des Werkes noch erkennbare Entstehungsgeschichte würdigen. Denn auch bei dieser Schrift handelt es sich nicht um den einsamen Geniestreich eines Einzelnen, sondern – wie Theobald nicht müde wird zu betonen – um ein „Gemeindebuch“ (67 passim). Es verarbeitet prägende Glaubenserfahrungen aus einer konkreten Situation, die aus sich wandelnder Perspektive neu bedacht und fortgeschrieben wurden.

Zu verarbeiten war vor allem das Trauma des Ausschlusses aus der Synagoge (vgl. Joh 9,22; 12,42f; 16,2f). Indem der Evangelist das Geschick Jesu als „dramatische Erzählung“ (vgl. 14–29) schildert, kann er sein öffentliches Wirken als Gerichtsprozess inszenieren, in dem die Gemeinde ihre eigene Bedrängnis vorgezeichnet findet. Inhaltlich setzt sich der Evangelist vor allem gegen den Vorwurf zur Wehr, das Bekenntnis zu Jesus als dem präexistenten Gottessohn verletzte blasphemisch das biblische Grunddogma von der Einheit Gottes (vgl. Joh 5,17f). Weil das Christusbekenntnis aber dem gilt, der als Gesandter Gottes in die Welt kam (vgl. Joh 5,23), ist es immer schon vom Gottesglauben unterfangen. Die Trennung von der Synagoge freilich wird an keiner Stelle als ein tragisches Missverständnis dargestellt, das wieder rückgängig zu machen wäre. Ziel des Evangeliums ist es vielmehr, eine christliche Identität abseits der Synagoge im Weg Jesu zu verankern.

Neigt die jüngere Forschung auch überwiegend dazu, das Johannesevangelium als ein einheitliches Werk zu lesen, entscheidet sich Theobald für das klassische, im wesentlichen dreischichtige Entstehungsmodell (vgl. 30–74): Der Evangelist (II) verarbeitet in seiner Schrift sowohl schriftliche Quellen als auch mündliche Überlieferung (I): Neben einer Sammlung von Wundererzählungen (der „Semeiaquelle“) dürfte er auf eine ebenfalls bereits schriftlich fixierte Passions- und Osterzählung zurückgegriffen haben. Aus der mündlichen Überlieferung stechen vor allem die „Herrenworte“ hervor, die der Evangelist als Leitsätze für ausgedehnte Entfaltungen in seinen Jesus-Dialogen präsentiert. Die Bearbeitung des Evangeliums durch eine Redaktion (III) will schließlich weniger eine kühne Schrift um der gesamtkirchlichen Akzeptanz willen domestizieren, sondern trägt einer neuen Situation Rechnung: „Den Evangelisten bewegt die Frage der Ablösung der Kirche vom Judentum, die Redaktion denkt eher binnenkirchlich“ (71) angesichts eines existenzgefährdenden Schismas (vgl. Joh 6,64f).

Ob der Begriff „Christologie der Aspekte“ (vgl. 59–65) glücklich gewählt ist, um das johanneische Christusbild zu charakterisieren, sei dahingestellt. Theobald wiederholt hier den Standpunkt seiner

1988 erschienenen Habilitationsschrift: „Bei Wahrung der Personidentität Jesu unterscheidet er [s. der Evangelist] 'dualistisch' zwei Aspekte an ihm, seine irdische Existenzweise und das in dieser verborgene Geheimnis seines göttlichen Wesens..., [ohne] das paradoxe Beieinander in einer christologischen Theorie aufzuheben“ (64). Abgesehen von der Frage, was das Etikett 'dualistisch' in einer solchen Erklärung noch aussagt, scheint dem Rez. auch zweifelhaft, ob sie Texten wie Joh 1,14; 6,51e–58 oder 20,24–29 standhalten kann.

Ein ganz heißes Eisen packt Theobald an, wenn er zwischen der für uns heute völlig inakzeptablen Juden-Polemik des Evangelisten und seiner hohen Christologie einen direkten Zusammenhang konstruiert: „Seine Polemik gegen 'die Juden' ist nur das deutlichste Symptom einer Konzeption, die sich ... als 'christologischer Monismus' charakterisieren lässt: Jegliche Gotteserfahrung wird hier am Christusglauben gemessen; entspricht sie ihm nicht, verfällt sie dem Verdikt der Einbildung und Täuschung“ (98). Dass Aussagen wie Joh 8,44 der „Abschied zu geben“ (610) oder ein Text wie Joh 12,37–43 theologisch vom paulinischen Zeugnis (vgl. Röm 11) zu-rechtzurücken ist (vgl. 832f), dem ist uneingeschränkt zuzustimmen. Aber bedarf es dazu wirklich einer Depontenzierung des Christusbekenntnisses (trotz Röm 10,9f !?), wie die jüngste Erklärung des Gesprächskreises „Juden und Christen“ beim ZdK nahelegte, den Theobald fachlich beraten hatte? Dass sich der Kommentar solchen Fragen alles andere als oberflächlich stellt, macht die Auseinandersetzung mit ihm spannend und gewinnbringend.

Die Kommentierung eines biblischen Buches stellt für den Verfasser nicht selten die Krönung seiner exegetischen Arbeit dar. Theobald hat sich über mehr als zwei Jahrzehnte hinweg mit zahlreichen wichtigen Publikationen zur Johannesforschung hervor getan. Mit seinem Kommentar liegt eine wirklich ausgereifte Frucht seiner profilierten Auseinandersetzung vor. Sein methodisch gründlich durchdachtes Vorgehen arbeitet sensibel die bewusste literarische Gestaltung des Werkes sowie das Besondere der johanneischen Sprache heraus. Durch den kenntnisreichen Vergleich mit frühjüdischen und hellenistischen Texten wird das Evangelium recht präzise in die Theologiegeschichte des frühen Christentums eingeordnet. Auch versteht es der Autor, die „johanneische Sehweise“ (F. Mußner) auf hohem theologischen Niveau und zugleich in einer gut nachvollziehbaren Sprache zu reflektieren. Instruktive Schaubilder und klare Gliederungen runden das Bild ab.

So liegt mit dem ersten Teilband dieses Kommentars eine imposante Leistung vor, die in jeder Hinsicht wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Dennoch muss an den Autor des Bandes wie an den Herausgeber der ganzen Reihe die kritische Anfrage

gestellt werden, für welchen Leserkreis das 'Regensburger Neue Testament' in Zukunft eigentlich geschrieben sein soll. Hängt die Hürde für den pastoralen Praktiker nicht zu hoch? Nicht ohne Grund bietet Verfasser seine Leserschaft, „sich für das Studium von B [= Einzelauslegung] Zeit zu lassen“ (98). Die wird sie auch brauchen, um Theobalds minutiöse Analysen mitsamt der reich zitierten englisch- und französischsprachigen Forschung durcharbeiten. Nicht weniger als 27 Exkurse sind in den Text eingestreut, viele Passagen zu Detailproblemen in sehr kleiner Typographie wiedergegeben. Die enorme Spezialisierung auch der biblischen Theologie stellt natürlich jeden Kommentar vor eine große Herausforderung. Und selbst das opulente Literaturverzeichnis (845–883) erfasst beileibe nicht mehr alle für Joh 1–12 relevanten Publikationen. Zu unterschiedener Selbstbeschränkung mahnt uns aber schon das Schlusswort des Evangeliums: „Wollte man dies alles eins nach dem anderen aufschreiben, dann würde, glaube ich, die Welt die Bücher nicht fassen, die zu schreiben wären“ (Joh 21,25).

Axel Hammes

Maria Anna Leenen: Sich Gott aussetzen und standhalten. Eremitisches Leben heute. Verlag Aschendorff, Münster 2009. 128 S., 12,80 Euro.

Die Verfasserin des o. g. Buches, die seit 16 Jahren als Eremitin in der Diözese Osnabrück lebt, hat bereits vor einiger Zeit (2001, 2. Auflage 2006) ein Buch verfasst mit dem Titel „Einsam und allein? Eremiten in Deutschland.“ Darin schildert sie den Neuaufbruch des eremitischen Lebens und lässt in Porträts und Interviews Menschen zu Wort kommen, die in unterschiedlicher Form als Einsiedler und Einsiedlerin leben. Ergänzt werden die Ausführungen durch einen Abriss der Spiritualität dieser Lebensform anhand des Eremitentextes im Weltkatechismus und des Eremitenkanons im CIC (c.603).

In ihrem neuen Buch geht die Verf. näher auf die eremitische Spiritualität ein mit Gedanken und Reflexionen und versucht sozusagen von innen her Wesenselemente dieser Lebensform zu beschreiben. Sie sollen deutlich machen, dass der Eremit heute nicht in einer Welt entrückter Idylle lebt, sondern in einer tiefen Verflochtenheit mit der Kirche, aber auch mit der ganzen Welt. (Einführung S. 12–13)

Diese „Wesenselemente“, von denen sie spricht, finden sich im Kanon 603 CIC: Einsamkeit, Buße, Gebet, Schweigen. Verf. geht in vier Kapiteln jeweils aus von der Lebenssituation der Menschen heute (aktuelle Zeitungsmeldungen, moderne Literatur), schaut auf die Geschichte der eremitischen

Bewegung, die auch eine jahrhundertelange „Lernzeit“ in der Schule des Evangeliums war, und zeigt dann auf – aus eigener langjähriger Erfahrung –, wie diese „Wesenselemente“ heute im eremitischen Leben zu verwirklichen sind. Dabei kann man eine frappierende Verflechtung entdecken „zwischen der zunächst völlig außergewöhnlich erscheinenden eremitischen Lebensweise, die auf viele Jahrhunderte Erfahrung zurückblickt und den untergründig präsenten Erfahrungen zeitgenössischen Lebensgefühls“ (Vorwort von Prof. Dr. Marianne Schlosser, S. 9). Das lässt den Leser dieses anspruchsvollen und doch zugleich gut lesbaren Buches immer wieder betroffen innehalten. Er wird nicht nur informiert, sondern angefragt, etwa durch diese Aussagen über die „Wesenselemente“, die ja für alle, die nach dem Evangelium leben wollen, von Bedeutung sind:

Einsamkeit: sich der Endlichkeit, der nicht aufzuhebenden Kontingenz alles Irdischen stellen (S. 36); unbeirrt auf der Suche bleiben nach dem, der das Herz der Welt geworden ist (S. 34).

Buße: sich der Liebe Gottes aussetzen, immer wieder lösen lassen aus den vielfältigen Abwehrhaltungen und Verweigerungen (S. 57).

Gebet: versuchen zu hören, immer klarer wahrzunehmen, dass da jemand ruft und dass er mich ruft. Antworten und reagieren auf dieses kaum fassbare Rufen, das mich persönlich meint (S. 67).

Schweigen: kann wie Sterben sein, wie ein endgültiges Lassen von allem oder ein langes, langes Warten – auf dem Weg durch die Fremde (Exodus!) hin zum ewigen Zuhause (S. 88, 98).

In diesem kleinen Buch, das sehr konzentriert verfasst ist, finden sich noch viele solcher Gedanken, die heilsam unruhig machen – und neue Freude auslösen über den Ruf, der an uns alle erging (vgl. Eph 4,1). Hier sei nur noch aus dem Resümee (5. und letztes Kapitel) die „Quintessenz“ zitiert:

„Es gilt für alle Getauften unabhängig von Geschlecht, Alter und Stand: Im neu geschenkten, freiheitlichen In-Christus-Sein als Einzelner mit Christus und durch ihn dem Vater in liebender Hingabe zu antworten im demütigen Bewusstsein der eigenen Gebrochenheit, aber mit unerschütterlichem Vertrauen auf seine Güte trotz des Wissens und der Erfahrung der unheilen und vom Bösen angefochtenen Welt“ (S. 106).

Man wünscht sich dieses Buch in die Hand vieler Seelsorger(innen) – aber auch in die Hände der vielen, „die mit lauterem Herz Gott suchen.“ Es wird sie ermutigen, auf ihrem Weg als Fremde und Pilger durch diese Zeit Gott entgegenzugehen und dabei einander zu helfen, zu trösten und auf dem Weg zu stärken.

Norbert Friebe

Unter uns

Auf ein Wort

Vielleicht heißt Christsein nur, sich langsam gegen alle inneren Widerstände an das dauernde Anderssein Gottes zu gewöhnen bis dieser ganz andere Gott in einer unfassbaren und alle Menschen-Vorstellungen und Liebes-Erwartungen übersteigenden Art sich uns gibt, wie es unser von Ihm und für Ihn geschaffenes Herz im Tiefsten immer ersehnt hat.

Josef Eger
(aus dem Nachlass von
P.Hermann-Josef Lauter OFM)

Post für Dompropst Feldhoff

Bei der Dompropstei des Erzbistums Köln ging eine absolut korrekte Rechnung mit einer eigenwilligen Beschreibung des zu wartenden Ortes (lat. locus) ein:

Anschrift:
Hohe Domkirche Köln
Am Domkloster 4
50667 Köln

Hohes WC
Am Domkloster 4
50667 Köln

Wartung Druckerhöhungslage

Leistungsdatum 24.02.2010

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E